

Das anti-polemische Tribunal der linken NettigkeitsterroristInnen

—

Eine Stellungnahme des AK „Linke Irrwege“ zum linken Gruppenvertrag in Tübingen

Mit der Ratifikation des Gruppenvertrags diverser Organisationen der Tübinger Linken¹ hatte eine langanhaltende Auseinandersetzung ihren Höhepunkt erreicht. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, was in ihm bewusst verschwiegen wird: Nicht nur die Kritik des AK „Linke Irrwege“ an dessen grundsätzlicher Intention und der damit einhergehenden Verweigerung, ihn zu unterschreiben, sondern auch die Art und Weise seines Zustandekommens. Denn dass er nicht hatte unterzeichnet werden können, ohne dass ein Vertreter des AK in entsprechender Runde zuerst taktisch ausmanövriert, um dann buchstäblich niedergebrüllt zu werden, soll der Tübinger Gesamtlinken ganz offensichtlich vorenthalten werden. Es ist begründungsbedürftig, wie ein derart unverhohlen machtpolitisches und zutiefst autoritäres Gebaren bei den anwesenden Gruppen Zustimmung oder doch zumindest keinerlei Kritik hatte erfahren können. Um diesen Sachverhalt erhellen zu können, bedarf es einer Rekonstruktion der konkreten Verlaufsformen jener Auseinandersetzung innerhalb der Tübinger Linken, wie sie sich zuvor mit der Kontroverse zwischen dem AK und der Ex-„MAT“ herausgebildet hatte sowie ihrer Kontextualisierung als spezifisch postmoderne Form der Konfliktaustragung. Dass die Denunziation des AK, die mit besagtem Pakt nur ihrer äußersten Konsequenz zugetrieben wurde, dabei eine entschiedene Reaktion erheischt, versteht sich von selbst. Allerdings kann und darf diese Reaktion nicht auf Kosten einer identitären Abgrenzungslogik erfolgen; zu viel steht mit den Ergebnissen des Vertrages auf dem Spiel, nicht zuletzt die Kritikfähigkeit der ihn unterzeichnenden Gruppen. Denn die Richtlinien des Vertrags eskamotieren de facto den einzigen Maßstab linksradikaler Verständigung, nämlich die inhaltliche Kritik, womit er auf eine Art bürokratischer Verwaltungsakt reduziert wird. Das Ende solcher Umgangsformen vollstreckt sich regelmäßig im

¹ <https://linksunten.indymedia.org/de/node/71482>.

autoritären Akt, wie zu zeigen sein wird. Mit der folgenden Stellungnahme ruft der AK die entsprechenden AkteurInnen auf, den linken Gruppenvertrag zu annullieren, nicht nur, um der herrschenden linken Denunziationskultur entgegenzutreten, sondern auch, um die Kritikfähigkeit der Tübinger Linken überhaupt erst wiederherzustellen. Den Weg dorthin pflastern freilich nicht höfliche Friedens- und frohlockende Freundschaftsanträge, sondern die den Inhalt herauskehrende Polemik, auch und gerade weil die Zuspitzung der Kritik für das postmodern deformierte Bewusstsein eine einzige Unzumutbarkeit darstellt.

Eine ausgemacht nette Zeit

*„Sonntags in der kleinen Stadt (...)
Wenn zur Ruh die Glocken läuten,
Kneipen nur ihr Licht vergeuden,
wirds in Couchecken beschaulich...“²*

(Franz-Josef Degenhardt, „Deutscher Sonntag“)

Gab es nicht einstmals eine traute Zeit in der Tübinger Linken, in der das Szeneleben noch so richtig urig war, unbelastet und geradezu innigst von Freundschaft beseelt? Eine Zeit, in welcher selbst VertreterInnen der unterschiedlichsten Fraktionen sich höflich grüßten, wenn sie einander im vom herzhaften Duft nach frisch gemähtem Gras durchtränkten Schellinggarten begegneten und hin und wieder nur ein Tuscheln hinter vorgehaltenen Händen davon Auskunft gab, dass ganz so grün sich dann doch nicht alle waren? War es ehemdem nicht tatsächlich noch möglich gewesen, im Blauen Salon ein, zwei Bier zu trinken und wenn auch nicht wie unter prachtvollen

² Franz-Josef Degenhardt, *Deutscher Sonntag*, 1965.

Linden, so doch wie unter prachtvollen Linken sich zu fühlen, wie sehr auch die jeweiligen Weltbilder voneinander abwichen? Es war dies eine Zeit sich einrichtender Gediegenheit der „radikalen“ Linken in Tübingen, in welcher der unbeirrbar Praktizismus der Alltagsbewältigung von einer der inhaltlichen Reichweite nach gewissermaßen provinziellen Diskussionskultur getragen wurde, sodass die obstinate Reibungslosigkeit innerer Verkehrsformen zunehmend dem Wunsch nach einer „geeinigten“ und „handlungsfähigen“ Tübinger Linken zur Wahrnehmungsidentität verhalf.

Allenfalls der an den Häuserwänden, Laternenpfählen und bevorzugt natürlich in diversen öffentlichen Toiletten sich austobende Stickerkrieg zwischen antideutschen und antiimperialistischen Fraktionen konnte einem den besinnlichen Moment des allerwertesten Geschäfts verderben (bekanntlich hängen diese Dinger ausgerechnet immer auf Augenhöhe, also vom Sitzen aus). Eine inhaltliche Auseinandersetzung in die entsprechenden Parolen hineinzunehmen, kristallisierte sich hingegen, trotz besten Willens, als eine Unmöglichkeit heraus. Überhaupt, in Tübingen kennt man/ frau sich beinahe schon zwangsläufig, ist es ja unvermeidbar, sich beständig über den Weg zu laufen, weswegen Arrangement wohl unmittelbar als probates Mittel erscheinen mag.

Und immerhin sei doch, vom Stickerkrieg einmal abgesehen, die Spaltung von AntiimperialistInnen und Antideutschen schon seit den 90er Jahren an Tübingen weitestgehend vorbeigegangen, wie mir ein betont älteres Semester beinahe schon erleichtert während eines vertraulichen Gesprächs eröffnete, aber auch sonst seien keine allzu intensiven Auseinandersetzungen zu verzeichnen gewesen. Es waren alles in allem Tage gemäßiger Konflikte und lauer Debatten damals. Eben eine ausgemacht nette Zeit.

Doch eines Tages fand die innerlinke Trautheit durch ein unerhörtes Ereignis ihr jähes Ende. Bekanntlich brodelt unter der wohlwollend sich gerierenden Behaglichkeit der BürgerInnen die ideologische Wut, die jederzeit eruptiv an die Oberfläche drängen kann. So trat jenes unerhörte Ereignis in Gestalt eines antizionistischen Pamphlets der Ex-„MAT“ zutage („Wer ist verlogen?“³), um dessen antiisraelische Ausfälle sich eine leidenschaftliche Debatte entspann. Ein Resultat dieses aggressiven Vorpreschens seitens der Israel-HasserInnen manifestierte sich dabei unter anderem in der Konstitution des AKs „Linke Irrwege“, dessen Vertreter sich bis dahin nicht einmal alle persönlich kannten und ihrem Bestreben, antizionistische Ideologiebildung als zweifellos unemanzipatorische Bewusstseinsform zu

³ <http://www.marxistische-aktion.de/materialien/texte/wer-ist-verlogen/>.

desavouieren, eine antipolitische Form verliehen⁴.

Ab diesem Zeitpunkt waren die Tage reibungsloser Praxisorganisation angezählt. Und es hätte nahe gelegen, dass auch der vor sich her blubbernde Nettigkeitsdiskurs der Tübinger Linken eine Verlaufsform nehmen würde, die der aufbrechenden Konfrontation angemessen sei, indem den inhaltlichen Divergenzen und ihrer Bearbeitung Raum gegeben worden wäre. Doch anstelle einer Fokussierung auf inhaltliche Widerspruchsbearbeitung entfaltete sich sukzessive die Tendenz, den Konflikt ursächlich auf persönliche Dissonanzen der Beteiligten herunterzubrechen. Die psychologisierende Latenz erhob sich aus ihren betulichen Couchecken, wobei ihre prononciert freundliche Mimik zunehmend von missmutigen Zügen gezeichnet war. Der Nettigkeitsdiskurs gebärdete sich noch netter; die Glocken zur Ruh' wurden geläutet.

Anti-polemischer Konsens und postmoderner Sozialcharakter
oder
Präludium: Der erste Nettigkeitspakt

„Man muß den wirklichen Druck noch drückender machen, indem man ihm das Bewußtsein des Drucks hinzufügt, die Schmach noch schmachvoller, indem man sie publiziert.“⁵

(Karl Marx, „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung“)

⁴ Eine Chronologie der Stellungnahmen: „Wer ist verlogen? Die deutsche Linke oder Neocons im linken Gewand?“, Daniel Späth: „Spiel mit dem Feuer oder zahme Linke und der kleinste gemeinsame Nenner des Israel-Hasses“, AK „Linke Irrwege“, Hallo Lenin! Vom Vorwärts ins Zurück!“, Ex-„MAT“, „Goodbye, Lenin! – revisited“, Daniel Späth: „Der bodenlose Absturz in die Regression. Zum ideologischen Charakter der „Marxistischen Aktion Tübingen““.

⁵ Karl Marx, MEW Band 1, Berlin, 1958, S.381.

Es mag auf den ersten Blick verwunderlich sein, dass eine derart heterogene Gruppe wie die Tübinger Linke sich dies Damoklesschwert eines Nettigkeitsdiskurses in einem unausgesprochenen Konsens auferlegt. Immerhin stand doch lange Zeit gerade die linke Diskussionskultur für einen offenen Schlagabtausch und argumentative Schärfe, die einer bürgerlichen Verschleierung der gesellschaftlichen Widersprüche nicht bedurfte. Und in der Tat tummeln sich in dem heterogenen Feld der Tübinger Linken durchaus kontroverse Gruppen respektive Einzelpersonen (unter anderem anarchistischer und marxistischer bis hin zu antideutscher und antiimperialistischer Couleur), deren eigene Geschichte von leidenschaftlichem Streit und erbitterten Auseinandersetzungen gepflastert ist.

Um hierbei Missverständnissen von Anfang an aus dem Weg zu gehen: Damit soll keinesfalls behauptet werden, einer linken Streitkultur komme an sich ein Zweck zu, der ihr ungeachtet des jeweiligen Kontexts innewohne; die Form einer Auseinandersetzung kann nie ohne den darin diskutierten Inhalt vorbestimmt werden. Über die Frage, ob dem merkantilen Goldgeld bereits Kapitalfunktion zukam oder nicht, lässt es sich natürlich anders diskutieren als über die Frage, ob an Sarrazins Rassismus nicht doch ein Fünkchen Wahrheit dran sei oder eben über die Berechtigung antizionistischer Ideologiebildung. Der ideologische Gehalt einer Debatte, der Vorlauf derselben, ihre Verlaufsform selbst, all diese Umstände umfassen ja erst den Begründungszusammenhang, aus dem heraus sich die Art und Weise der gegenseitigen Bezugnahmen entwickelt.

Genau diese dialektische Verschränktheit von formaler Darstellung und inhaltlicher Entfaltung des Gegenstands unterlief aber das perennierende Nettigkeitspostulat und zwar schon lange vor der Veröffentlichung des antizionistischen Pamphlets. Wenn es gerade die sich durch abgöttische Konfliktvermeidung auszeichnenden Leute sind, die dem AK „Linke Irrwege“ ob seiner zum Teil polemischen Interventionen – wer wird sich denn bei antizionistischer Ideologiebildung und einer Solidarisierung mit einer antisemitischen Gaza-„Hilfsflottille“⁶ schon aufregen wollen? – von Anfang an ein willkürliches Moment zu insinuieren trachten, fällt diese Unterstellung auf sie selbst zurück, da sie die Form derart gegenüber dem Inhalt hypostasieren, dass der Maßstab einer argumentativen Begründung auf die Stufe eines rein äußerlichen Kriteriums zurückgebogen wird.

⁶ Zur Solidarisierung mit der Flottille seitens der Ex-„MAT“: <http://www.marxistische-aktion.de/2010/07/23/free-gaza/>. Zu deren antisemitischen Hintergründen vgl. z.B. <http://www.taz.de/!54948/>.

Die historische Verschiebung von einer durchaus auseinandersetzungsfreudigen linken Tradition hin zu einem konfliktvermeidenden Nettigkeitsdiskurs, eine Entwicklung, die weit über die Tübinger Linke hinausgeht, müsste der kritischen Selbstreflexion eigentlich ein erklärungsbedürftiger Umstand sein. Im Gegenteil aber gerierte sich der anti-polemische Reflex von Anfang der Auseinandersetzung an als gleichsam existentieller Akt, als nicht weiter zu hinterfragende Haltung, die die letzte Bastion an „Menschlichkeit“ verkörpere. Dass die linksradikale Nettigkeitsmaskerade und ihre existenzialistische Selbstdarstellung in Wahrheit von einem spezifisch historischen und gesellschaftlichen Bedingungs-zusammenhang präformiert wird, musste unter diesen Umständen undenkbar bleiben. Schließlich war es der Krisenkapitalismus, der insbesondere in der westlichen Mittelschicht einen auf *Emotionalität* getrimmten Sozialcharakter produzierte, wobei die dem Begriff der Emotion eingeschriebene Verdinglichung bereits auf ein rationalisiertes, entleiblichtes Verhältnis zu sich selbst und der sozialen Welt verweist.

Dementsprechend avancierte die „emotional competence“ als Basisideologie postmoderner Nettigkeit seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts zur zentralen Kernkompetenz des Krisensubjekts in der Dienstleistungsgesellschaft und wurde dabei in betriebswirtschaftlichen Theorien als effizienzsteigernde Charakterstruktur integriert: *Der auf einer Gefühlsinstrumentalisierung aufbauende emotionale Hype, der die basale Matrix des linksradikalen Nettigkeitsdiskurses in Tübingen bildet, stellt ein Symptom innerhalb einer umfassenden gesellschaftlichen Metamorphose dar, die vom Übergang der fordistischen Akkumulationsphase zur postmodernen Krisenrealität zeugt.* Es mag für das eingefleischte linke Subjekt, das sich besonders gerne in seinem alltäglichen Dasein zelebriert, ein schier unerträglicher Gedanke sein, dass der eigene, zur unhinterfragbaren Innerlichkeit aufgebaute Sozialcharakter lediglich eine blindwüchsige Adaption gesamtgesellschaftlicher Veränderungen abgibt, was allerdings nur die Folge zeitigen kann, es umso schärfer mit dem Spiegelbild seiner eigenen krisenbürgerlichen Disposition zu konfrontieren.

Nicht zufällig reflektierte sich jener neue Sozialcharakter des postmodernen Krisensubjekts vor allem in den Theorien der psychoanalytischen Zukunft, ist die Analyse des vorherrschenden Sozialcharakters seit Freud doch gewichtiger Bestandteil ihrer Profession. Dabei machte die These eines „Zeitalter des Narzissmus“ (Christopher Lasch)⁷ die Runde, *wobei der Narzissmus als genuiner Sozialcharakter der postmodernen Epoche begriffen wurde.*

⁷ Christopher Lasch, *Das Zeitalter des Narzissmus*, Augsburg, 1982.

Bezeichnenderweise spaltete sich die psychoanalytische Theoriebildung dabei hinsichtlich der Erfassung eines narzisstischen Sozialcharakters in zwei Lager auf, wobei eine fast schon gegensätzliche Interpretation dieses Charaktertypus' vorherrschend wurde.

Einerseits kritisiert eine innerhalb der psychoanalytischen Praxis eher marginalisierte AutorInnenschaft, für die Kritische Theorie einen gewichtigen analytischen Referenzpunkt darstellt, die vorherrschende narzisstische Grunddisposition, wozu auch exemplarisch Lasch zu zählen ist. Nach ihm zeichnet sich der narzisstische Sozialcharakter dadurch aus, dass das Ich, vermittelt über eine „vaterlose Gesellschaft“⁸ (Mitscherlich), in der die mediale und konsumorientierte „Fütterung“ der Kinder als Surrogat für die einstmals spannungsreiche Auseinandersetzung innerhalb der Familienkonstellation fungiere, nicht mehr in den ödipalen Konflikt eintrete, sondern auf einen präödipalen Zustand regrediere, der insbesondere von narzisstischen Größenphantasien und dem Wunsch nach verschmelzender Einheit mit den frühen Objekten und deren lebensgeschichtlichen RepräsentantInnen determiniert sei.

Wenn auch einer solchen theoretischen Explikation sicher einige Gedanken abzugewinnen sind (das gilt insbesondere auch für Heim und Gast⁹), erscheint ihre politische Schlussfolgerung gleichwohl problematisch, da sie in gewissem Sinne konservative Untertöne impliziert. Denn die Kehrseite der Kritik am postmodernen Narzissmus besteht nicht selten in einer unterschwelligem Apologie der klassischen bürgerlichen Familie, die als die vielleicht doch bessere Alternative ins Rennen geschickt wird. Sofern der postmoderne Sozialcharakter gewissermaßen auf der Folie des irreversibel fordistischen „kritisiert“ wird, folgt daraus notwendigerweise, dass lediglich ein Aggregatzustand des modernen Subjekts gegen einen anderen ausgespielt wird, was immer schon ein bürgerliches Kritikverständnis nahelegt.

Gelangt diese Theorieströmung trotz ihres nostalgischen Zuges durchaus zu kritischen Einsichten über den postmodernen Sozialcharakter, verfährt der Mainstream einer verwässerten Psychoanalyse andererseits, der endgültig in der medizinischen Praxis aufgegangen zu sein scheint, gerade spiegelverkehrt. So affirmiert er den postmodernen Sozialcharakter und spielt ihn gegen den fordistischen aus, wodurch seine VertreterInnen freilich erst recht in einen kruden Positivismus abstürzen. Stellvertretend für diese neuerliche Revision der Psychoanalyse Freudscher Provenienz kann dabei die Narzissmustheorie Heinz Kohuts angeführt werden¹⁰, die

⁸ Alexander Mitscherlich, *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*, München, 1963.

⁹ Robert Heim, *Melancholie und Utopie der vaterlosen Gesellschaft*, Gießen, 1999; Lilli Gast, *Narzissmus und Libido. Vom Verlust des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs*, Tübingen, 1992.

¹⁰ Heinz Kohut, *Narzissmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer*

zur vielleicht bedeutendsten Lehre innerhalb der postmodernen Psychoanalyse avancierte.

Kohuts grundlegendes Anliegen drückt sich dabei in dem Bedürfnis nach einer Exstirpation des Freudschen Unbewussten aus, das als kategorialer Modus des „Ich“ von ihm kurzerhand beiseite geschoben wird. Dadurch landet Kohut bei der Phantasie eines „gesunden Ichs“ (ein im Freudschen Sinne schreiender Widerspruch), dessen grundlegende Genesung durch eine nachträgliche Reintrojektion der frühen „Selbstobjekte“ versprochen wird. *Seiner widersprüchlichen Konstitution von Lust- und Realitätsprinzip enthoben*, wird das „Ich“ von Kohut nicht mehr in seiner dialektischen Verflochtenheit mit den anderen Instanzen des psychischen Apparates entwickelt, vielmehr supponiert er ein vorgängiges Ich, ein „verwundbare[s] Pflänzchen Selbst“, das, um seine Potenz entfalten zu können, der narzisstischen Nährstoffe der „Empathie und Spiegelung bedarf“¹¹, wie die feministische Theoretikerin Lilli Gast in ihrer sehr ansprechenden Monographie „Narzissmus und Libido. Von dem Verlust des Sexuellen aus dem psychoanalytischen Diskurs“ spöttisch festhält. Der Narzissmustheoretiker ist offenkundig selbst von narzisstischen Zügen nicht ganz frei, weshalb sich seine Theorie Konsequenzen einhandelt, die in der Tat prototypisch für die Selbstwahrnehmung des postmodernen Sozialcharakters sind. Kohuts affirmative Objektbeziehungstheorie nähert sich bis zur Ununterscheidbarkeit dem Zeitgeist an¹².

Die erste Konsequenz, die sich das identitätslogische Konzept des Kohutschen Selbst einhandelt, indem es die Widersprüchlichkeit der Freudschen Instanzen suspendiert, ist nun die völlige *Preisgabe der Triebtheorie*¹³. Es pathologisiert gleichsam die Freudsche Triebtheorie und stellt ihr eine „empathische“ Übertragungssituation gegenüber, in der für aggressiv-libidinöse Strebungen kein Platz mehr zu sein scheint. So treibt Kohut dem „Ich“ jedwede dialektische Vermittlung von (gesellschaftlich geprägter) Triebstruktur und (gesellschaftlich durchgesetztem) Triebverbot aus und ersetzt dessen prekären Status durch ein vorgängiges, keiner genetischen Entwicklung mehr folgendem Selbst.

Eine solch offene Apologie des postmodernen Zerfallssubjekts muss folgerichtig in einem penetranten Optimismus bezüglich therapeutischer Praxis münden. Bei Kohut verengen sich

Persönlichkeitsstörungen, Frankfurt am Main, 1973.

¹¹ Lilli Gast, *Narzissmus und Libido. Vom Verlust des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs*, S. 359.

¹² Zur Kritik an Kohut: A.a.O., S. 350.

¹³ So apostrophiert Kohut beispielsweise ein Leben „jenseits des Lustprinzips“, das für ihn entscheidend an Relevanz gewinnt. Die Figur des „tragischen Menschen“, die innerhalb dieser trieblosen Sphäre situiert sei, bezieht sich sodann auf die Selbstpsychologie, die sich damit eo ipso als eine Anti-Trieb-Theorie zu verstehen gibt (Heinz Kohut, *Die Heilung des Selbst*, Frankfurt am Main, 1979, S.120).

demzufolge die realen gesellschaftlichen Widersprüche auf den Raum eines Milieus, wodurch die „Heilungschancen“ scheinbar beträchtlich steigen würden. *Kohut verschiebt den Gegenstandsbereich der Psychoanalyse von einer Theorie der Subjektkritik hin zu einer Milieutheorie.* Weil er mit der Exkommunizierung der Triebtheorie nicht mehr die inneren Widersprüche des postmodernen Subjekts ausloten, sondern nur mehr die interpersonelle Beziehung des „Selbst“ mit seinen „Selbst-Objekten“ voraussetzen kann, werden die gesellschaftlichen Widersprüche, die ja auch Widersprüche in der Subjektform darstellen, auf bloße Interaktionen heruntergebrochen.

Entscheidend für eine möglichst adäquate Interaktion sei hierbei nun das Klima, in dem dieses „verwundbare Pflänzchen Selbst“ nach Kohut gedeihen solle, weshalb seine Texte von „Empathie, „einfühelndem Verständnis“ usw. nur so wimmeln. Nicht mehr wie Freud – der seinerseits freilich in so mancher Hinsicht, vor allem in seinen androzentrischen Setzungen, kategorial zu kritisieren bleibt – reift ein Ich, das die Welt einigermaßen ertragen kann, in der Widerspruchskonstellation des psychischen Apparats heran, sondern im Gegenteil gedeihe das „verwundbare Pflänzchen“ erst dann, wenn nur alle immer gehörig nett zueinander sind. Der objektive Widerspruch des „warenproduzierenden Patriarchats“ (Roswitha Scholz) wird somit in die Psyche verlegt, anstatt zu bemerken, dass die psychische Form selbst eine von der gesellschaftlichen Totalität gestiftete ist. Kohuts Theorie ist weniger psychoanalytisch als *eine vom Triebbegriff gereinigte Psychologisierung.*

Erst vor diesem Hintergrund einer gesamtgesellschaftlichen Metamorphose des fordistischen Subjekts zu einem *postmodern-narzisstischen Sozialcharakter*, wie er sich in der Kohutschen Theorie reflektiert, lässt sich der Nettigkeitsdiskurs in der Tübinger Linken mitsamt seinen konkreten Verlaufsform bestimmen. Denn die linke Szene Tübingens hat in weiten Teilen die Kritik der fordistischen Kleinfamilie lediglich durch eine legitimatorische Akzeptanz der postmodernen Flexi-Familie ersetzt, weshalb sie, wie jede andere Familie auch, besonders darauf erpicht bleibt, den eigenen wohlbehüteten Vorgarten in der kleinen Stadt gewissenhaft zu hegen und zu pflegen. Als „verwundbarstes Pflänzchen“ gilt auch ihr vorrangig das jeweils eigene linke „Selbst“, an welchem derart intensiv herumgebastelt wird, dass selbst die frenetischste Schrebergartenmentalität vor Neid erblassen würde; wofür zum Leidwesen mancher ZeitgenossInnen die sonntägliche Fürsorge längst nicht mehr ausreicht.

Damit die eigene linke Identität auf fruchtbarem Boden so richtig sprießen und gedeihen kann, bedarf es der entsprechenden gruppenimmanenten Kodizes, unausgesprochener Verhaltens-

und Kleiderregeln sowie institutionalisierter Kommunikationsformen, deren Modus auf die gegenseitige Anerkennung der eigenen Identität abgestimmt ist, woraus sich der besonders „empathische“ und „verständnisvolle“ Tenor erklären lässt, der, analog zum Kohutschen „Selbst“, schlicht als identitäre Voraussetzung figuriert: Hier gibt es nichts mehr zu hinterfragen, da es ums Eingemachte geht.

Die idealen klimatischen Rahmenbedingungen für die zarten Pflänzchen im linken Vorgarten stellen sich indes erst dann ein, wenn mit der Exstirpation jedweder Triebregung auch der letzte Impetus rationalisiert wird und sei es derjenige eines unabdingbaren Bedürfnisses nach kritischer Veränderung. Im zur Standardisierung geronnenen Diskurs einer vorbehaltlosen Selbst-Anerkennung aller von allen zeigte sich von Anfang an eine *Rationalisierung des vortheoretischen Leidens an barbarischen Verhältnissen*, deren Surrogat – ein auf „Empathie“ und narzisstische Verschmelzung zielender Szeneumgang – analog zu Kohut eine zwanghafte Abwehr jedweder Triebregung zur Folge hatte. Dabei genügte schon eine unzweideutige Positionierung wie die des AK völlig, um im linken Pracht-Selbst erste paranoide Züge zu wecken: Der postmoderne Narzissmus erträgt wohl kulturell-symbolische Differenzen, aber er perhorresziert den inhaltlichen Widerspruch.

Erfährt sein nach narzisstischer Allmacht heischender Verschmelzungswunsch, der die radikalste Gesellschaftskritik mit einem noch so stinknormalen Unbehagen des Alltagsbewusstseins zu vermitteln sich anstrengt, einmal eine Versagung, wird der postmoderne Narzissmus recht bald böse. Am Ende einer kontroversen Diskussion inhaltliche Differenzen festzuhalten, kommt noch heute mancherorts in der Szenefamilie einer Aufkündigung innerlinker Solidarität gleich, wenn nicht gar einer persönlichen Boshaftigkeit an sich. *Postmoderne Pathologisierung des Triebes einerseits, Nettigkeitsdiskurs und anti-polemischer Affekt gegen inhaltliche Bestimmtheit andererseits bedingen sich letztlich also gegenseitig. An den PolemikerInnen identifiziert die postmoderne Nettigkeit die eigene verdrängte Triebdynamik und ihre sexuell-aggressiven Komponenten, die sie als verschobene Wiederkehr des Verdrängten am neuen Objekt noch einmal zwanghaft auszulöschen strebt.*

Genau dadurch imprägnierte sich die Tübinger Linke schon vor der Auseinandersetzung zwischen dem „AK“ und der Ex-„MAT“ weithin gegen inhaltliche Kritik, die von der formalisierten Verselbstständigung „empathischer“ Kommunikationsformen gänzlich verschluckt zu werden drohte. Ein Denken, das gemäß der Schärfe Negativer Dialektik gegen sich selbst zu denken gezwungen ist und deshalb nicht-identisch, *nicht-identitär* zu kritisieren versucht, wurde

zunehmend rabiat als eine Art Überhand nehmende Invasion schädlichen Ungeziefers verfehmt, das dem armen Pflänzchen im Vorgarten die Rohstoffe der Empathie und der narzisstischen Spiegelung auszusaugen drohe – wenn auch zunächst noch in diversen Einzelgesprächen, ohne dass dabei der formelle Kommunikationsweg bemüht wurde. Kritik als inhaltlich bestimmte wurde weitgehend einem lebensweltlichen „Jargon der Eigentlichkeit“ (Adorno) untergeordnet und lief Gefahr, vom seichten Empfindsamkeitskultus nahezu restlos aufgelöst zu werden.

Insofern mag es nicht weiter verwundern, dass der formalisierte Selbstreinigungsdrang während der Auseinandersetzung zwischen der Ex-„MAT“ und dem AK „Linke Irrwege“ nunmehr *offen anti-polemische Affekte* zeitigte. So kritisierte eine erste Intervention in die Kontroverse zwischen AK und Ex-„MAT“, ein Brief der „PuK“ an die damalige „MAT“, zwar deren Positionen gerade in Bezug auf Stalinismus und Antizionismus und berief sich inhaltlich größtenteils positiv auf den Text „Spiel mit dem Feuer“¹⁴. Dabei ließ es sich „PuK“ jedoch nicht nehmen, diesen Text trotz aller inhaltlichen Übereinstimmung völlig unvermittelt als „zu polemisch“¹⁵ zu befinden.

Die rituelle Beschwörung des anti-polemischen Konsenses durfte nicht lange unbeantwortet bleiben und zog eine entsprechend ausgiebige Würdigung von Seiten der Ex-„MAT“ nach sich. Seit Anfang August 2011 prangt auf ihrer Homepage die stolze Verkündung: „Nach freundlicher Übereinkunft mit Vertreter_innen des Wohnprojekts Schellingstraße sehen wir nun keine Veranlassung mehr, unseren Diskussionsbeitrag in der Auseinandersetzung mit Einzelpersonen des Plenums „Politik und Kultur“ (PuK) weiterhin hier zu veröffentlichen. Bei Interesse kann der Text weiterhin an Einzelpersonen verschickt werden. **Für offene Kritik und eine solidarische Linke!**“¹⁶ Der Konflikt schien urplötzlich vergessen, der erste Pakt der Nettigkeit ward beschlossen – Antizionismus der Ex-„MAT“ hin, Stalinismus her.

Dass diese „Übereinkunft“ sich dabei nicht etwa inhaltlicher Kriterien (die Ex-„MAT“ hatte ihre Position ja nicht verändert und ihre Ausläuferorganisationen haben sie bis heute nicht qua Stellungnahme revidiert), sondern einzig diesem begründungslosen Affekt gegen Polemik verdanke, machte bereits deutlich, wer hier zunehmend schief beäugt wurde: Die PolemikerInnen, die nicht so verständnisvoll sind, dass sie bei der Kritik antizionistischer

¹⁴ <http://www.jpberlin.de/tueinfo/cms/files/MAT-Kritik.Spiel.mit.dem.Feuer.pdf>.

¹⁵ Damals (http://www.marxistische-aktion.de/wp-content/uploads/Erkl%C3%A4rung-an-die-Schelling-Bewohner_innen1.pdf.) von der Ex-„MAT“ dankbar aufgenommen, um eine anti-polemische Front gegen den AK aufzubauen.

¹⁶ <http://www.marxistische-aktion.de/2011/07/04/kritik-aus-der-schelling-eine-richtigstellung/>, Hervorhebung von den StalinistInnen.

Ideologie und eines ziemlich unverfrorenen Kokettierens mit stalinistischer Diktatur den obligatorischen Gesang der innerlinken Höflichkeit anstimmen. Die Tischsitten mögen doch bitte gewahrt bleiben!

Spätestens ab diesem Zeitpunkt spielten inhaltliche Begründungen in nicht wenigen Teilen der linken Szenefamilie einfach keine Rolle mehr, sondern alleinig persönliche Ebenen sowie „freundliche Übereinkunft“. Es muss mit Bedauern konstatiert werden, dass sich gewisse Leute der „PuK“ unter dem Banner der „offenen Kritik“ in die Kuscheldiktatur der linken Einheitsfront eingereiht haben. An einer solch egalitaristischen Dekonstruktionsbemühung eines mit stalinistischem Selbstverständnis ausgestaffierten Antizionismus wird sich der AK „Linke Irrwege“ wie bisher in keiner Weise beteiligen. Von unserer Seite ist hierzu nur zu sagen: Nein danke, da bleiben wir doch weiterhin getrost „zu polemisch“.¹⁷

Simuliertes Bewusstsein, autoritäres Potential des postmodernen Sozialcharakters und die neuen Schmuddelkinder der linken Szenefamilie

*„Spiel nicht mit den Schmuddelkindern,
sing nicht ihre Lieder.
Geh doch in die Oberstadt,
mach's wie deine Brüder.“¹⁸*

(Franz-Josef Degenhardt, „Spiel nicht mit den Schmuddelkindern“)

¹⁷ Zumindest ein Teil von uns. Es soll an dieser Stelle nicht unterschlagen werden, dass der perennierende Nettigkeitsdiskurs auch im AK die ersten Opfer forderte. Der Austritt eines Mitglieds wurde damit begründet, die Auseinandersetzung verlaufe „zu polemisch“.

¹⁸ Franz-Josef Degenhardt, *Spiel nicht mit den Schmuddelkindern*, 1965.

Es ist offensichtlich, dass sich die versöhnliche Qualität des ersten Nettigkeitspaktes zwischen „PuK“ und Ex-„MAT“ aus einem Urvertrauen speiste, das den eigenen Alltagshorizont und die unmittelbare Praxisfähigkeit (die in Wahrheit das gerade Gegenteil einer gesellschaftsumwälzenden Praxis abgibt) zur unmittelbaren Referenz der eigenen „Kritik“ erhob. Die Hintanstellung inhaltlicher Auseinandersetzungen zugunsten funktionierender Praxis, eingebettet in eine existenzialistische Hypostasierung der persönlichen Ebene, zeichnete das Abrutschen in die Affirmation eines alltäglichen So-Seins vor, wie es sich in jener Verve niederschlug, die die Intervention des AK in ihrer argumentativen Substanz abwehrte; wenn auch vorerst nur in einem eher dumpfen Unbehagen, das sich bis auf „PuK“ in dieser Hinsicht noch nicht entschieden artikulieren wollte.

So unmittelbar das identitäre Bewusstsein in lebensweltlicher Phraseologie die kritischen Interventionen des AK „Linke Irrwege“ von sich abstieß, so begründungslos gerierte es sich hierbei in seiner „Kritik“. Der linke Jargon steht seinem eigenen Selbstverständnis nach *jenseits jedes Begründungsanspruchs*, weshalb die Transsubstantiation seiner revolutionären Eigentlichkeit hin zu ihrer praktischen Materialisierung am besten gleich ohne die störende Dazwischenkunft theoretischer Begriffsbildung vonstatten gehen soll. Zog bereits der erste Nettigkeitspakt einen Schlusstrich unter die inhaltliche Dimension der Auseinandersetzung, machten sich die folgenden Invektiven erst gar nicht mehr die Mühe, den Inhalt als Kriterium für die Bewertung der Konfrontation heranzuziehen, sodass ein rein *simulatives Auseinandersetzungsfeld* eröffnet wurde.

Demzufolge war auch in dieser Hinsicht die Auseinandersetzung in der Tübinger Linken keineswegs einfach bloß von szenainternen Differenzen und Gruppenbefindlichkeiten geprägt, wie es der psychologisierende Diskurs gerne hätte; auch wenn solche Momente zweifelsohne immer eine gewisse Rolle spielen. Ihre begründungslose Verlaufsform, die hauptsächlich aus der mehr oder weniger willkürlichen Simulierung von Vorwürfen gegen den AK vorangetrieben wurde, verweist erneut auf objektiv gesellschaftliche Tendenzen, die die Austragungsform solcher Konflikte erst präjudiziert. Schließlich gehört gerade die *mediale Simulierung des Bewusstseins* von Anfang an zum Grundrepertoire des postmodernen Sozialcharakters, wofür die „Generation Facebook“ exemplarisch stehen mag. Es wäre nun aber gewiss verkürzt, diese eigenartig simulative Dimension etwa analog zu Lasch schlicht den neuen Medien (Internet, Elektrotechnik) in die Schuhe schieben zu wollen, impliziert dies, zumindest tendenziell, eine undialektisch gedachte Abbildtheorie, die den immanenten Widerspruch des Krisenbewusstseins

zu leichtfertig einem technologischen Wandel anzuhängen versucht. Hier gilt es tiefer zu schürfen.

Eine Vergegenwärtigung gerade der Freudschen Schriften stellt sich für diesen Zweck als äußerst fruchtbares Unterfangen heraus, zumindest wenn sie historisch kontextualisiert und in ihrem grundsätzlichen Androzentrismus kritisiert werden. Denn die zu konstatierende mangelnde libidinöse Besetzung der äußeren Welt, die jenen medialen Charakter augenscheinlich kennzeichnet, drängt den Rückgriff auf die Freudsche Triebtheorie geradezu auf. Kennzeichnend für beide Triebtheorien Freuds ist dabei die oszillierende Gedankenbewegung, mit der er die gegenläufige Konstitution der Trieb-Dualismen formulierte und auf diese Weise im Gang der Darstellung die fundamentale Widersprüchlichkeit des bürgerlichen Subjekts anzeigt: Lustprinzip und Realitätsprinzip, Lebenstrieb und Todestrieb. Während das Lustprinzip auf der einen Seite auf unmittelbare Befriedigung pocht, sieht sich das Realitätsprinzip andererseits zum Lustaufschub gezwungen. Entscheidend für unseren Zusammenhang ist nun das Scharnier, das eben diesen Aufschub ermöglicht: Nach Freud wird das Subjekt durch *Kulturarbeit* gezwungen, den Trieb aufzuschieben und umzuleiten, um ihn letztlich ex post sublimieren zu können.

Die durch den Triebaufschub initiierte Triebspannung im Subjekt korreliert nach Freud also wesentlich mit dem Realitätsprinzip, das anhand von Arbeit und Sublimierung ein mehr oder weniger erträgliches Leben innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft gewährleisten sollte, wobei er es im Gegensatz zu Kohut bei der Hoffnung auf Milderung des allgegenwärtigen Leids beließ. Was geschieht jedoch, wenn die „abstrakte Arbeit“ (Marx), die für des Bürgers Gesinnung immer schon einer „Kulturarbeit“ gleichkommt, in der Krise der dritten mikroelektronischen Revolution sukzessive wegrationalisiert wird? Was für Folgen hat es für den postmodernen Sozialcharakter, wenn auf der einen Seite die fetischisierten „objektiven Daseins- und Gedankenformen“ (Marx) des Kapitals als Formzwang fort dauern (setzt ihre Abschaffung ja eine bewusste gesamtgesellschaftliche Überwindung des „warenproduzierenden Patriarchats“ voraus), er auf der anderen Seite zugleich jedoch an seinem objektiven Zwang zur Produktivkraftentwicklung erstickt?

Die Triebspannung kann fortan nicht mehr durch Arbeit aufgebaut werden, weshalb das Realitätsprinzip auf eine immer geringere Zeitspanne eingeengt und der libidinöse Wahrnehmungshorizont auf eine aktualisierte Momentaufnahme beschränkt wird. *Das paradoxe bürgerliche Krisensubjekt vermag den objektiven Formzwang nur noch zu simulieren, da seine sozialpsychologische Substanz, die durch Triebaufschub qua „abstrakter Arbeit“ sich aufbaut,*

auf ein verschwindendes Minimum zusammengeschmolzen ist. Ob auf Facebook oder mitten in der hedonistischen „Abendgestaltung“, der immer prekärer werdende Triebaufschub im Sinne einer zwanghaften „Arbeit-am-eigenen-Selbst“ kann alleinig noch in zwangsflexibilisierter Permanenz nicht nur am Individuum, sondern von ihm an sich selbst exekutiert werden.

Doch nicht nur angesichts einer unreflektierten Partykultur, die von Dominanz- und Konkurrenzbarrieren durchzogen ist, auch in Bezug auf den innerlinken Diskurs trieb die zwangssimulative „Diskussionsbasis“ alsbald ihre Blüten. Als Höhepunkt muss dabei die Broschüre der Ex-„MAT“ („Goodbye Lenin! - revisited“¹⁹) angesehen werden, die zweite Reaktion auf die Interventionen des AK, wobei sogar die „Junge Welt“ sich die Peinlichkeit erlaubte, dieses zusammenfantasierte Pamphlet auf ihrer Homepage lobend zu erwähnen²⁰ – was lediglich bestätigt, dass redaktionelle Arbeit für den linken Blätterwald ein böhmisches Dorf ist.

Weil auch die im postmodernen Nirwana der Simulation umhergetriebenen StalinistInnen-Köpfchen nun einmal von der Krise der Subjektform nicht verschont bleiben, strebten sie in der eigenen Broschüre danach, den Gegenstand der „Kritik“ zu „dekonstruieren“, bevor sie ihn eigentlich so richtig zur Kenntnis genommen hatten. Sich denken, also inhaltlich konkretisieren zu können, hieße schließlich die eigene Ohnmacht in einer bis zur schieren Lückenlosigkeit unter die Wert-Abspaltungs-Form gebannten Welt reflektieren, hieße letztlich sich mit der Zukunftsunfähigkeit der so lieb gewonnenen und seit Jahrhunderten mit Zähnen und Krallen verteidigten Subjektform konfrontieren zu müssen. Da denkt der stalinistische Kopf im „Kollaps der Modernisierung“ (Robert Kurz) doch viel lieber zum letzten mal modern, wenn nötig auch gerne bis post mortem, das heißt postmodern, also am besten gleich gar nicht. *Das Traktat der Ex-„MAT“ entblößte das autoritäre Potential des zwangsmedialisierten Bewusstseins, dessen inhaltslose Simulation von Vorwürfen dem weiteren Verlauf der Auseinandersetzung den Weg bahnen sollte .*

So konnte die Ex-„MAT“, von den Tübinger Restlinken unwidersprochen, eine ungestüme Assoziationsphantasie in ihrem Traktat ausbreiten, die von der Gruppe „Emanzipation und Frieden“ über Thilo Sarrazin führte und einen Zusammenhang zwischen den Protagonisten des AK und dem rechten Attentäter Anders Breivik herbeihalluzinierte – ohne es freilich zu versäumen, im selben Atemzug an den Formzwang der innerlinken Nettigkeit zu appellieren. Für die ausgesprochen verständnisvollen Exemplare bedeutete der ritualisierte Kniefall vor dem anti-

¹⁹ <http://www.marxistische-aktion.de/wp-content/uploads/Good-Bye-Lenin-Revisited.pdf>.

²⁰ <https://www.jungewelt.de/loginFailed.php?ref=/2011/07-04/019.php?sstr=marxistische%7Caktion%7Ct%FCbingen>.

polemischen Familienkonsens ein beinahe instinktiv wahrgenommenes Signal, dass die Ex-„MAT“ ja wohl auf der richtigen Seite stünde, während die Interventionen des AK zunehmend als grundlegender Angriff auf den gediegenen Konsens der Familienkultur, wenn nicht als beinahe staatsfeindlicher Akt gebrandmarkt wurden.

Ihnen galt der AK fortan wahlweise als ein Bündnis polemischer Amokläufer, die wahllos um sich schlugen oder als eine Art irre gewordener Zusammenhang, dessen von persönlicher Geltungssucht getriebene Vertreter das Ziel einer Spaltung der Tübinger Linken verfolgten. Das narzisstische Szeneselbst kaprizierte sich auf die Stufe inszenierter Simulation, um die innerlinken Kommunikationsformen vom „schmutzigen“ Inhalt und seiner womöglich zuspitzenden Darstellung zu reinigen. Im selben Atemzug waren die neuen Schmuttelkinder der linken Szenefamilie auserkoren.

Die falsche Unmittelbarkeit des postmodernen Sozialcharakters: Eklettizismus und Theoriefeindlichkeit in der Tübinger Linken

„Das Entwicklungsmoment im Gedanken, alles Genetische und Intensive darin, wird vergessen und aufs unvermittelt Gegenwärtige, aufs Extensive nivelliert. Die Lebensordnung heute lässt dem Ich keinen Spielraum für geistige Konsequenzen.“²¹

(Theodor W. Adorno/ Max Horkheimer, „Dialektik der Aufklärung“)

In der simulativen Nivellierung der Realität, wie sie dem postmodernen Sozialcharakter eigen ist, signalisiert sich die krisenhafte Zuspitzung modernen Bewusstseins, angesichts dessen der

²¹ Marx Horkheimer/ Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt am Main, 1988, S207.

Realitätssinn vormoderner Priestersekten als gleichsam gigantisch bezeichnet werden muss. Dabei bleibt grundsätzlich festzuhalten, dass die absolute Präponderanz der (zwangssimulierten) Form über den Inhalt auf eine bürgerliche Grunddisposition verweist, wie sie seit dem 18. Jahrhundert von der Aufklärungsphilosophie erstmals rein affirmativ legitimiert wurde.

Erinnert sei hier beispielhaft an das kantische „Transzendentalsubjekt“, das als reiner Formzusammenhang einzig einen abstrakten Bezug zu jedwedem Inhalt aufweisen kann, von ihm als aposteriorische „Sinnlichkeit überhaupt“ degradiert. Was seitdem erkenntnis- bzw. subjekttheoretisch als Vorrang der Form gegenüber dem Inhalt kursiert, ist wesentlich durch die fetischistischen Kapitalformen selbst induziert: Die *Wertform*, die auch vom Arbeiterbewegungsmarxismus größtenteils positivistisch als bloße Anwendungskategorie verstanden wurde, basiert auf der realen Abstraktion von allem stofflichen Inhalt in der Produktion, sodass die formalisierte Vernunft den affirmativen Ausdruck der „objektiven Daseinsformen“ (Marx) abgibt (was freilich auch auf die „materialistische“, scheinmarxistische Variante dieser Vernunft zutrifft). Weil das postmoderne Subjekt unter dem objektiven Krisendiktat dieser Form leidet – könnte sie ja nur durch eine bewusste Überwindung der globalen Wert-Abspaltungs-Form gesprengt werden – den gesellschaftlichen Inhalt (eben „abstrakte Arbeit“ und geschlechtlich bestimmte Identität) indes jedoch nicht mehr zu besetzen vermag, wird es von der Fundamentalkrise gleichsam zerrissen.

Es ist demnach auch an dieser Stelle darauf zu insistieren, dass die ideologische Verwilderung innerlinker Kommunikationsformen nicht einfach mit Gruppenbefindlichkeiten zusammenfällt. Damit sollen keineswegs die durchaus mit persönlichem Anteil betriebenen Debatten linker Kontroversen in eine an sich seiende Objektivität verschoben werden, aus der sie quasi zwangsläufig resultierten. Eine subjektive Komponente begleitete gewisse Dynamiken in Tübingen ohne Frage von Anfang an. Dennoch gilt es im Modus einer kritischen Kontextualisierung die seit den 1980er Jahren entstandenen sozialpsychologischen Metamorphosen bürgerlicher Subjektivität auszuloten, die den institutionalisierten Kommunikationssymboliken der bürgerlichen Öffentlichkeit, aber ebenso dem Linksradikalismus, zugrunde liegen.

Könnte die Arbeiterbewegung sich noch positiv, das heißt kategorial verkürzt, auf den fetischistischen Inhalt der „abstrakten Arbeit“ berufen und damit die Formen dieses Inhalts blind voraussetzen, schließlich hatte das Kapital noch einen Akkumulationsschub vor sich, gelingt dem postmodernen Krisensubjekt nicht einmal mehr eine affirmative Besetzung dieser

Realabstraktionen „Arbeit“ und „Geschlecht“. Der Zwangsformalismus ritualisierter Kommunikationsstandards stellt vor diesem Hintergrund also ein Element des zwangsformalisierten Krisensubjekts dar, dessen permanente Selbstflexibilisierung so gleichgültig gegenüber jeglichem sozialen Bezug zu werden droht, wie die destruktive Wert-Abspaltungs-Form und ihre tautologische Selbstbewegung. Augenscheinlich vergegenständlicht sich der damit einhergehende „Bezug“ auf die äußere Welt in einem haltlosen *Eklektizismus*, der nicht mehr beim Inhalt verweilen kann, sondern eine Art Party-Hopping von Gegenstand zu Gegenstand betreibt.

Sofern Realitätsprinzip und Lustprinzip, vermittelt über die objektiv von der Krise induzierte Rationalisierung von „abstrakter Arbeit“ zunehmend konvergieren bzw. sich immer mehr annähern, ohne dass sie dadurch ihrem widersprüchlichen Formprinzip enthoben wären, implodiert gewissermaßen auch die sozialpsychologische Potenz postmoderner Zerfallssubjektivität: Das den Formzwang des Subjekts aufs Beständige simulierende Krisenbewusstsein reibt unaufhörlich die psychosoziale Substanz auf, die durch Triebaufschub sich herstellt, sodass das „Entwicklungsmoment im Gedanken, alle[s] Genetische[] und Intensive[] daran“²² mehr und mehr zugrunde geht. Lustprinzip und Realitätsprinzip, Todes- und Lebenstrieb streben aufeinander zu; statt Spannungsaufbau und Triebaufschub oszilliert der postmoderne Sozialcharakter unmittelbar zwischen Triebbefriedigung und Triebverbot, ohne diesen zum „Selbst“ gewordenen Zwang zur Flexibilisierung fürderhin als etwas Fremdbestimmtes zu begreifen: Seine Unmittelbarkeit ist ungefilterter Todestrieb, nicht-synthetisierter Zugriff auf die Welt, in deren restloser Zerstörung erst sein kapitalistisch geformtes Triebziel sich realisiere.

Das ist auch der Grund, warum für das postmoderne Zwangsflexi-Subjekt der innere Nachvollzug von Inhalten, gar theoretischen, eine einzige Zumutung abgibt; von der genetischen Rekonstruktion komplexer Theorien ganz zu schweigen. Werden die überbordenden Triebe kaum mehr vom Ich gebunden und brechen sich zunehmend aktual und ungefiltert Bahn, regrediert sein Bezug zum jeweiligen Gegenstand auf eine beliebige Unverbindlichkeit, dessen Inhalt es vielleicht willkürlich „anzueignen“, nicht mehr jedoch kritisch zu durchdringen vermag. So verschmilzt der zunehmend prekär werdende simulative Rückbezug des Krisensubjekts auf sich selbst mit einer existenzialistischen Unmittelbarkeit, welche die zur subkutanen Wesenhaftigkeit sich ausbreitende Wertform jeden Inhalt usurpieren und in eine ästhetisierende Geste,

²² A.a.O.

inszeniertes „Design“ oder irgendwelche kommunikativen „Metaebenen“ auflösen lässt.²³

Hierin liegt nun das „Abstraktionstabu in der Linken“ begründet, wie in Umwandlung einer Formulierung von Roswitha Scholz gesagt werden könnte.²⁴ Dem postmodernen Subjekt ist nicht nur der innere Nachvollzug von Theorien zutiefst zuwider, sondern erst recht die Abstraktionshöhe des objektiven Inhalts, wofür die Puste des „Nicht-Mehr-Subjekts“ einfach nicht auszureichen scheint. Sein inszenierender Zug kann die eigenen Inhalte nicht mehr beisammen halten, sondern zimmert, in seinem virtuellen Baukasten eingegraben, beliebig addierte Versatzstücke zu fiktiven Luftschlössern zusammen.

Was dem bürgerlichen Krisensubjekt teuer ist, galt der Linken erst recht als wertvoll. Die bürgerliche Modernisierungswut über gut vierhundert Jahre verinnerlicht, strebte sie dem holden Ziel entgegen, sich noch schicker als die aufsteigenden und alsbald wieder abfallenden NewcomerInnen zu gerieren, was eine von Grund auf distanzlose Adaption postmoderner Lebensformen zeitigte. In der Tübinger Linken wiederum trat dieser beliebige Eklektizismus paradigmatisch in der Broschüre der Ex-„MAT“ zutage. Diese ging in ihrer marktkonformen „Raffinesse“ so weit, dass sie die Theorie der geschlechtlichen Abspaltung, wie sie Roswitha Scholz entwickelte²⁵, sogar mit den verabscheuten Antideutschen zu „kritisieren“ versuchte, was freilich nichts über die „Abspaltungstheorie“, sondern alleine etwas über ihren perfiden Stil aussagt. Da der Ex-„MAT“ mehr als marktschreierische Darstellung wesensfremd und ihr feministische Kritik ohnehin völlig Wurst ist, beschränkte sich ihr Affekt gegen das „Abspaltungstheorem“ auf jene schiere Wiedergabe eines Bahamas-Zitats. Wahrlich eine eklektizistische Meisterleistung²⁶.

Was einem nur mehr taktisch geprägten Bewusstsein besonders „clever“ vorkommen mag, dass die „Wert-Abspaltungs-Kritik“ womöglich mit den „Bahamas“ „kritisiert“ werden könne, legt in Wahrheit nicht nur offen, dass sich AntiimperialistInnen und Antideutsche durchaus gerne einig sein können, wenn es nur gegen einen radikal gesellschaftskritischen Feminismus geht. Vielmehr verdeutlicht dieser dummdreiste Kniff, dass sich das inhaltsleere

²³ Dazu: Robert Kurz, *Die Welt als Wille und Design. Postmoderne, Lyfestyle-Linke und die Ästhetisierung der Krise*, Berlin, 1992.

²⁴ Roswitha Scholz, *Das Abstraktionstabu im Feminismus. Wie das Allgemeine des warenproduzierenden Patriarchats vergessen wird*, in: Exit! Krise und Kritik der Warengesellschaft No 8, Berlin, 2011.

²⁵ Roswitha Scholz, *Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorie und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats*, Berlin, 2011.

²⁶ Vgl. dazu ausführlich die Kapitel „Antisemitismus und Sexismus bei der „Marxistischen Aktion Tübingen““ und „Die Behauptung des Klassenkampfes und seine strukturell androzentrische Denkform“ des Textes „Der bodenlose Absturz in die Regression“.

Beliebigkeitsdenken des postmodernen Subjekts mit einer androzentrischen Denkform aufs Prächtigste versteht, die der eigenen inhaltlichen Bestimmtheit mindestens ebenso gleichgültig gegenübersteht wie den gesellschaftlichen Konsequenzen des eigenen sozialen Handelns.

Die dezidiert „männliche“ Verantwortungslosigkeit des Krisensubjekts zeigt sich eben auch auf der theoretischen Ebene, als eine gegenüber dem eigenen Begründungsanspruch. Dass die zutage geförderte „Kritik“ der „Bahamas“ in ihrer androzentrischen Verkürzung gerade für die Theorie von Roswitha Scholz spricht, war dann auch nicht weiter von Belang²⁷. „Anything goes!“, lautet das obsessiv praktizierte Lebensmotto in der Tübinger Linken, weshalb dem ganzen Antizionismus, der völlig unbegründeten Ausschaltung feministischer Kritik und der rein assoziativen Denunziation linker Gruppen wohl eher der Status einer unterhaltsamen Belustigung zukam, die, sprunghaft wie das postmoderne Bewusstsein nun mal ist, allerdings nur kurzzeitig Fun zu bereiten in der Lage war.

Als nämlich deutlich wurde, dass der AK „Linke Irrwege“ an diesem hippen Vergnügungspark mittelschichtsozialisierter Identitätslinker und ihrer rein medialen Außendarstellung nicht teilhaben wird, stattdessen konsequent die inhaltliche Ebene ins Zentrum der Kontroverse rückte, war der zeitlich terminierte Befriedigungseffekt recht zügig erloschen. Als die ersten Texte publiziert wurden, in denen mehr als zwei Fremdwörter zu lesen waren, verflog die anfängliche Belustigung zusehends und enthüllte sich als gelangweilte Ignoranz, deren hörbar verächtlich sich artikulierender Unterton erahnen ließ, dass die PolemikerInnen dazu auserkoren wurden, der linken Szenefamilie den scheinbar unschuldigen Spaß am Spiel verdorben zu haben.

So dauerte es nicht lange, dass aus dem ideologieträchtigen Dunstkreis, in dem sich existenzialistische Aufladungen einer exquisit „empathischen“ Umgangsform, Vernarrtheit in die scheinbar evidente „Konkretion“ und nahezu ausschließlich eklektizistische „Begründungs“formen die Türklinke in die Hand gaben, ein dezidiert *theoriefeindlicher Affekt* emporschießen musste. Als Vorreiterin in dieser Hinsicht verstand sich natürlich einmal mehr die Ex-„MAT“, die es den Texten des AK nachtrug, dass sie ernsthaft eine inhaltlich konkrete Kritik anstrebten, die immanent an ihren eigenen Texten argumentierte. Bald schon monierte die leninistische Volksfront das „links-intellektuell klingende[] Vokabular“²⁸ des AK, das ihrem bürgerlich-wissenschaftlichem Theorieverständnis schlicht zuwiderläuft. Schließlich gilt den

²⁷ Vgl. A.a.O.

²⁸ <http://www.marxistische-aktion.de/wp-content/uploads/Good-Bye-Lenin-Revisited.pdf>, S.22.

AntiimperialistInnen die wissenschaftliche Denkform bekanntlich als der Staat unter den Theorien, deren Eroberung schon der halben Miete für die kommunistische Revolution gleichkomme. Der Hass auf die Abstraktion und das „linksintellektuelle Vokabular“ korrespondiert mit dem Affekt von Mittelschichtstudis gegen Kritische Theorie und ihre identitätsverweigernde Analyse.

Damit läuft das linke Szeneselbst allerdings Gefahr, überhaupt jede Anstrengung begrifflicher Kritik der Bürgerlichkeit zu bezichtigen. So blieb jener medialisierten Schwundform von „Kommentar“ auf den Text „Bodenloser Absturz in die Regression“ die Illustration vorbehalten, dass dem/ der postmodernen Normalo-Linken mitunter bereits das akademische Abstraktionsniveau des Alltagsverstandes zu hoch ist. Erhebt sich die kritische Begrifflichkeit anhand „unbekannte[r] Fremdwörter“²⁹ über den Tellerrand der existenzialisierten Unmittelbarkeit, kommt es dem postmodernen Konsumssubjekt nicht etwa in den Sinn, ein Wörterbuch zur Hand zu nehmen, vielmehr wird die mit dem Praktizismus der eigenen Selbstinszenierung unvereinbare theoretische Kritik gänzlich abgestoßen: als „super-pseudoakademische[] Sprache“³⁰. Die sozialpsychologische Substanz des/ der postmodernen Bewegungslinken kratzt schlichtweg am Nullpunkt, weshalb Kritische Theorie und wissenschaftlicher Alltagsverstand in eins fallen, wobei selbst die reduzierte Variante ihrer letzten theoretischen Schlacken bereinigt werden soll. Womit einmal mehr bewiesen wäre, dass das Abstraktionsniveau des/ der Normalolinke/n in der Krise sich bis in die steilen Höhen einer Teppichfaser streckt.

Letzten Endes bremst der linke Eklektizismus, der samt latenter Theoriefeindlichkeit einen originären Bestandteil des Tübinger Nettigkeitsdiskurses abgibt, alle Versuche einer möglichen Radikalisierung der Kritik aus. Sofern eine kategoriale Kritik des „warenproduzierenden Patriarchats“ sich immer nur gegen die Wert-Abspaltungs-Form am konkreten Inhalt erschließen kann, in dem sie seine immanente Widersprüchlichkeit auf den verschiedenen Abstraktionsebenen bestimmt negiert, erscheint sie der linken Identitätsfixierung samt ihrer eingefleischten Flexibilität bereits auf den ersten Blick als äußerst unkoscher, der ein solcher Anspruch entweder als ausgemachter Größenwahn oder aber als archaische Weltauffassung vorkommen mag.

So kam es nach der Ankündigung einer Vortragsreihe, die den Titel „Zur feministischen

²⁹ <https://linksunten.indymedia.org/de/node/62975>.

³⁰ A.a.O.

Kritik am Poststrukturalismus“ trägt, zu einem Ereignis, das den inneren Zusammenhang von Nettigkeitsdiskurs, Eklektizismus und autoritärem Selbstverständnis bis zur unleugbaren Kenntlichkeit offenlegte. Auf einer Queer-Party wurde ich von drei GenossInnen unmittelbar damit konfrontiert, dass sie mit der Vortragsreihe so ihre Probleme hätten. Die den ganzen Raum einnehmende Eindringlichkeit, mit der sie immer heftiger auf mich einredeten, forderte am Ende gar das Absagen der Reihe. Immerhin könne es nicht angehen, dass die „*Identität* von queeren Leuten zerstört wird.“³¹ Nach einer halben bis dreiviertel Stunde war es mir möglich, mich diesem verbalen Frontalangriff, der keinesfalls zufällig von den besonders netten Leuten kam, mit dem Vorschlag zu entziehen, man/ frau solle sich doch erst einmal die Vorträge anhören, dann könnten wir gerne darüber diskutieren. Was natürlich nie passieren sollte; ganz so ernst nimmt man/frau das eigene Bauchgefühl dann eben doch nicht.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Dass eine Vortragsreihe zur Kritik am poststrukturalistischem Feminismus in der Tat nicht selten schräge Züge annimmt, sei unbestritten. Umsichtige Kritik versteht sich aus einer reflektierten Position heraus in einem solchen Falle vielleicht noch einmal mehr als bei manch anderem linksradikalen Thema. Den GenossInnen aber kam es gar nicht mehr in den Sinn, dass diese Vortragsreihe auf einem feministischen Theoriegebäude aufbauen – der „Wert-Abspaltungs-Kritik“ von Roswitha Scholz –, und darüber hinaus gar auf eine gesellschaftliche Situation reagieren könnte, in der poststrukturalistische Theorie und Praxis in der Tat Gefahr läuft, einer zwangsflexibilisierten und individualisierten Krisenverwaltung in die Hand zu arbeiten – auch und vor allem hinsichtlich der bürgerlichen Geschlechterformen.

Wenn schon nicht dem Titel („*Feministische Kritik* am Poststrukturalismus“), so hätte spätestens den Ankündigungstexten entnommen werden können, dass die Vortragsreihe eine theoretische Auseinandersetzung auf der Ebene feministischer Kritik mit wichtigen poststrukturalistischen TheoretikerInnen zum Gegenstand hatte und nicht etwa eine Polemik gegen „lokale Identitäten“. Da der postmoderne Narzissmus aber keine objektiv inhaltliche Ebene mehr kennen will, sondern nur noch die rein relationale einer wechselseitigen Bespiegelung, bezieht er grundsätzlich erst einmal alles auf sich und ist dabei trotz oder gerade wegen aller standardisierten Nettigkeit meist ganz und gar nicht zimperlich.

Eine Vortragsreihe derart offensiv in Frage zu stellen und dabei explizit ihre Absage zu fordern (von dem Aufwand, den ich in diese Vortragsreihe als alleiniger Organisator und

³¹ Diese Aussage ist wörtlich so gefallen.

Referent gesteckt habe, einmal ganz abgesehen³²), indem der Veranstalter ununterbrochen mit den eigenen „Bedenken“, „Problemen“ und „Sorgen“ überschüttet wird, ohne dass dabei die Positionierung der ReferentInnen irgendwie in Betracht gezogen würde, solch unverdaute „Kritik“ aus dem Bauch heraus scheint keinerlei persönliche Distanz mehr zu kennen und drückt dadurch ihr unverkennbar autoritäres Potential aus, das auf die einverleibende Hemmung aller nicht alltagskonformen Gedanken drängt. Irgendwann musste die aufgesetzte Empathie ja mal ein Ende haben.

Linker Politikfetisch im Ausnahmezustand, simulierte Feindbestimmung und das Menschenrecht auf die Unversehrtheit des eigenen Narzissmus

oder

Der zweite Nettigkeitspakt

„Der politische Verstand ist eben politischer Verstand, weil er innerhalb der Schranken der Politik denkt. Je geschärfter, je lebendiger, desto unfähiger ist er zur Auffassung sozialer Gebrechen.“³³

(Karl Marx, Kritische Randglossen zu dem Artikel „Der König von Preußen und die Sozialreform. Von einem Preußen.“)

Sicherlich käme es einer einseitigen Betrachtungsweise gleich, die genuine Dynamik der Auseinandersetzung in Tübingen alleine aus der Kritik des postmodernen Sozialcharakters abzuleiten, wie sie sich aus der inneren Schranke der kapitalistischen

³² Es sei hier nur am Rande erwähnt, dass der Infoladen die Vortragsreihe nicht unterstützen wollte. Warum? „Zu polemisch“ etwa? Nein, das nicht, dafür aber „zu theoretisch“. Und das darf der Feminismus bekanntlich nicht sein, sonst muss Mann sich in Zukunft auch noch bei diesem Thema den Kopf zerbrechen. Damit werden feministische Vorträge weiterhin eine Rarität in Tübingen bleiben.

³³ Karl Marx, MEW Band 1, Berlin, 1958, S.402.

Ökonomie ergibt. Die Verlaufsformen des Konflikts sind wesentlich innerhalb *politischer Organisationsformen* situiert, wie ja überhaupt der kapitalistische Vergesellschaftungszusammenhang erst durch die negative Einheit von „*Politischer Ökonomie*“ konstituiert wird. Von diesem inhärenten Vermittlungsmodus wollte der Linksradikalismus noch nie so richtig was wissen, was sich bis heute kaum geändert hat, deklariert doch seine historisch gewachsene Politikversessenheit mit den gesellschaftlichen auch gleich die innerlinken Verkehrsformen als ein neutrales Feld, das womöglich von den falschen Leuten beackert werden mag, ansonsten aber für so natürlich empfunden wird, wie sonst nur das notorische, zur existenzialistischen Innerlichkeit sedimentierte Bedürfnis der eigenen Identitätspflege.³⁴

Entgegen der naiven Emphase einer „politischen Praxis“³⁵, wie sie auch in der Tübinger Linken zeitnah kursierte, heißt es prinzipiell darauf zu beharren, dass die staatliche Souveränität samt ihren Verkehrsformen von Recht und Politik eine fetischistische Instanz abgibt, die, in gleichursprünglicher Vermitteltheit mit der Ökonomie, ihren eigenen sinnfreien Selbstzweck etabliert. Bereits der frühneuzeitliche Staatstheoretiker Chemnitz apostrophierte zu Beginn des 17. Jahrhunderts affirmativ die absurde Tautologie der aufkommenden Staatsmaschinerie, deren fetischistischer Selbstzweck heute rücksichtslos die Krisenverwaltung exekutiert. So sei die Staatsräson „eine gewisse politische Aufmerksamkeit, die man in allen öffentlichen Angelegenheiten haben muß, in all den Ratschlägen und Plänen, und die einzig nach der Erhaltung (...) des Staates streben muß.“³⁶

Der abstrakte staatliche Wille, der „transzendente Wille“, wie ihn Kant als „Faktum“ setzte, bewegt sich innerhalb der ausschließlichen Erhaltung seiner selbst, wobei der diskriminierende Ausschluss all jener nicht männlichen, weißen und westlichen Menschen mit der politischen Form westlicher Staaten strukturell gegeben ist. Die im Linksradikalismus überall gepriesenen Menschenrechte, handzahme Huldigung, die aus der Politikaffinität gleichsam naturwüchsig hervortreibt, stellen

³⁴ Es mag seltsam anmuten, dass ausgerechnet das postmoderne Subjekt als identitätsbesessen bezeichnet wird, lebt es ja von Differenzen, Verschiebungen und „hybriden Räumen“. Tatsächlich aber fallen in der Kontingenzontologie poststrukturalistischer Provenienz Nicht-Identität und Identität in eins, was wiederum auf ein identitätslogisches Vorgehen verweist.

³⁵ <http://www.marxistische-aktion.de/wp-content/uploads/Good-Bye-Lenin-Revisited.pdf>, S.25.

³⁶ zitiert nach: Michel Foucault, *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität*, Frankfurt am Main, 2006, S. 372.

keinesfalls ein emanzipatorisches Versprechen dar, sondern die unweigerliche Drohung einer Vernichtung all derjenigen, die aus der Wertform und damit auch der Politikform herausfallen, weil sie nicht mehr für den absurden und gemeingefährlichen Selbstzweck der Verwertung von „abstrakter Arbeit“ benötigt werden. Indem die politische Staatsräson analog zum „automatischen Subjekt“ (Marx) der ökonomischen Verwertung eine blind auf sich selbst rückgekoppelte Formbestimmtheit darstellt, agiert sie gleichfalls absolut restriktiv hinsichtlich sozialer Kriterien. Dass sie letztlich auch durch Klassenmacht nicht zu brechen ist, zeigte sich nicht zuletzt im russischen Staatskapitalismus, unter dessen stalinistischer Zwangsarbeitsdiktatur die wahre bürgerliche Fratze zum Vorschein kam. Hiermit sei nun

keineswegs ein Standpunkt ex nihilo supponiert, der in einem hemdsärmeligen Akt abstrakter Negation jede soziale Bewegung einer politischen Besessenheit bezichtigt, um sie von vornherein zu delegitimieren. Das komplexe Verhältnis von linksradikaler Gegenbewegung zu sozialen Bewegungen bleibt wie das von Kritischer Theorie zu Kritischer Praxis ein spannungsreiches und innerhalb dieser nicht auflösbaren Spannung geht es natürlich auch darum, immanente Forderungen aufzugreifen, um ihr kapitalismuskritisches Potential zu radikalieren. Allerdings muss doch die transzendierende Perspektive dahin gehen, eine Organisation von gesellschaftskritischen Gegenbewegungen zu ermöglichen, auch und vor allem in regionalen Zusammenhängen, die sich nicht der kategorialen Kapitalformen blind bedient – und die Politikform bleibt wie etwa die Geldform auf ökonomischer Ebene eine „objektive Daseins- und Gedankenform“ (Marx) des Kapitals –, sondern diese gerade andersherum als den kapitalistischen Vergesellschaftungszusammenhang erst konstituierende Kategorien zu problematisieren versucht.

Für den/die Normlinke/n mag das alles wohl wie esoterische Scharlatanerie klingen, da sein/ihr Sozialbezug ja gerade am Tropf der eigenen formalen Kommunikations- und politischen Verkehrsformen hängt, die gegenüber dem Inhalt verselbstständigt zu gegenseitigen Anerkennungsverhandlungen über die eigene linke Identität mutierten. Entsprechend gestaltete sich auch in weiten Teilen der linken Szene Tübingens als unumstößliche Basis der politischen Zusammenarbeit ein eigener freiheitlich-demokratischer Rechtskodex heraus, wenn auch zunächst noch unterschwellig formuliert. Das Naturrecht zur begründungslosen Simulation und das

absolute Polemikverbot wurden durch eine umfassendere Norm etabliert; durch *das Menschenrecht auf die Unversehrtheit des eigenen Narzissmus*.

Demnach genügte gewissen Leuten offenbar bereits der schlichte Umstand, dass ein AK existiert, der seine Position nicht nur inhaltlich bestimmt, sondern seine bestimmte Kritik unter keinen Umständen zum Verhandeln preisgibt, um einen hinterhältigen Anschlag auf die familiäre Grundordnung freiheitlich-demokratischer Machart zu vermuten, den es nachhaltig einzudämmen gelte. Dass sich der AK darüber hinaus auch noch erdreistete, nicht alles im eigenen linken Umkreis mit Anerkennungsehrerbietungen zu überhäufen, was ihm gerade über den Weg läuft, machte ihn sodann endgültig zum potentiellen Familienverräter.

Der AK bestand unterdessen nach wie vor auf einer inhaltlich begründeten Kritik, die er der unbegründeten Denunziation entgegenhielt, sodass sich der Konflikt zwischen Ex-„MAT“ und AK „Linke Irrwege“ auf diese Weise zu veritablen Grundsatzfragen zuspitzte. Für die besonders konfliktscheuen ZeitgenossInnen der Tübinger Linken konnte es deshalb nur einen Ausweg aus der Auseinandersetzung geben: Den Appell an das vortheoretisch fixierte Menschenrecht auf die Unversehrtheit des eigenen Narzissmus, um so den AK zum anti-netten, persönlich böartigen Gegenspieler zu stilisieren.

Zu diesem Zweck insinuierte mir die Ex-„MAT“ einen „persönlichen Feldzug gegen die MAT“³⁷, betrieben von einem hasserfüllten Individualisten, woraufhin wiederum bei anderen Teilen der Tübinger Linken ein unaufhörliches Kribbeln einsetzte, schienen doch die trauten Familienbanden wegen nichts und wieder nichts (Antizionismus/ Stalinismus/ Androzentrismus) strapaziert zu werden. Vor allem aber standen von nun an die inhaltlichen Differenzen, die durchaus einen Unterschied ums Ganze ausmachen, sowie das weithin unliebsame Antisemitismusthema auf dem Tisch und selbst das alltagsromantisch ausgestafferte Lebensweltlertum musste sich, sei es auch in seiner narzisstischen Gleichgültigkeit, irgendwie dazu positionieren.

Damit hatte der AK allerdings das heilige Menschenrecht der Szenefamilie verletzt, was ihm weite Teile der Tübinger Linken sodann auch übel anrechneten. Sofern sich an dem kritisierten Gegenstand, eben

³⁷ <http://www.marxistische-aktion.de/wp-content/uploads/Good-Bye-Lenin-Revisited.pdf>, S.56.

jenem aggressiv vorgetragenen Antizionismus stalinistischer Provenienz, zwangsläufig objektiv die Geister scheiden müssen, mischten sich unter das anhebende Gemurmel einer unvermeidlichen „Konfliktlösung“ zunehmend grelle Töne, die immer deutlicher auf die forcierte „Vermittlung“ des nicht weiter zu vermittelnden inhaltlichen Widerspruchs abzielten: Der Konflikt wurde in das Prokrustesbett interpersoneller Beziehungsgeflechte gepresst und seiner objektiv inhaltlichen Bezugsebene enthoben, um ihn anschließend psychologisierend bearbeiten zu können; der gediegene Familienkonsens transformierte sich zu einem Familiennotstand. Mit der willkürlichen Denunziationsbroschüre der Ex-„MAT“ war endgültig der Startschuss für den familiären Ausnahmezustand gegeben. Tatsächlich inhäriert dem Ausnahmezustand, der dem Versuch der Staatsräson entspricht, der Krise eine Verlaufsform zu geben, eine begründungslose Denunziationskultur, in der mit der Suspendierung des Rechts, um der Erhaltung des Rechts willen, auch die nachweisliche Begründung als Kriterium ad acta gelegt wird. Ideologisch formuliert findet sich seine fast schon bizarr anmutende Legitimation im Werk des Nazi-Juristen Carl Schmitt. Schmitt parallelisiert die Bedeutung des Ausnahmezustands mit dem „Wunder“ in der Theologie³⁸ weshalb er auch fortwährend vor einer argumentativen Begründung flieht, um in transzendenten Sphären zu verweilen.

Sofern der Ausgangspunkt jedoch bereits dezidiert argumentationslos, eben als „Wunder“, behauptet wird, muss sich auch die begründungslose „Dezision“ zum politischen Weltbild ausweiten. Schmitt kennt deshalb nur die „Freund-Feind“-Dichotomie, die er als wesentliches Muster der Politik im Ausnahmezustand inthronisiert. Das zwecks Erhaltung der staatlichen Einheit konzipierte Gegen-Subjekt (bei Schmitt bekanntlich jüdische Menschen) ist in diesem Sinne vogelfrei, grundlos der Denunziation ausgeliefert. Es erübrigt sich beinahe, darauf zu verweisen, dass diese „Dezision“ im Ausnahmezustand wie die Faust aufs Auge zum postmodernen Zerfallssubjekt und seiner simulativen Willkür passt, das ja überhaupt das Subjekt im „permanenten Ausnahmezustand“ (Agamben) abgibt.

Gemäß der willkürlichen Diktion eines Denkens im Ausnahmezustand baute sich in der linken Szene Tübingens zusehends die Projektion einer bössartigen Gegenmacht zur „offenen Kritik“ linker Verkehrsformen auf, wobei am

³⁸ Carl Schmitt, *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*, Berlin, 2009, S.43.

Ende beinahe der Eindruck gewonnen werden konnte, nicht etwa die Ex-„MAT“ habe mit ihrem antizionistischen Pamphlet die hitzige Diskussion provoziert, sondern der AK sei als die Verkörperung einer bürgerlich-antisemitismuskritischen, westlich-rassistischen und obendrein theoretisch-polemischen Gesinnung der wahre Urheber des Konflikts. Wenngleich sich dieses nicht mehr ausdrucksfähige Unbehagen primär inhaltsleer und dekontextualisiert entäußerte, bedurfte es doch eines symbolischen Verdikts, unter das die dubiosen Impulse gegen die ausfindig gemachten Menschenrechtsverletzer als distinkte Feindbestimmung subsumiert werden konnten. Weil Affekte mit argumentativer Explikation bekanntlich geizen, stürzte die anti-polemische Erregtheit in eine vermittlungslose Feindrhetorik ab, die dem schwelenden Verlangen einer polemikbefreiten Zone Ausdruck verlieh.

Dieses symbolische Verdikt lieferten letztlich, wer hätte es gedacht, einmal mehr die Kader der Wissenschaftspolizei. „Der AK ist antideutsch!“, lautete der Vorwurf der Ex-„MAT“ an den AK, ein Vorwurf, der seitdem zwar noch kein einziges Mal inhaltlich belegt wurde, aber wohl gerade deswegen eine faszinierende Anziehungskraft auf das simulative Bewusstsein im Ausnahmezustand auszuüben scheint. Es ist eigentlich nicht mehr ernst zu nehmen, zeigt jedoch die weit um sich greifende ideologische Verwilderung der Tübinger Linken, wenn die Nachfolgeorganisationen der Ex-„MAT“ Monate nach der Veröffentlichung ihrer Broschüre mit den wirklichen Antideutschen in Tübingen eine gemeinsame Veranstaltung organisierten³⁹. Der zweite Nettigkeitspakt gründete sich unter den absonderlichsten Vorzeichen.

Der Grundvorwurf der StalinistInnen an den AK, er verträte antideutsche Positionen, orientierte sich freilich nicht etwa an den Texten der Autoren, vielmehr folgt er einer Ansammlung von Zitaten, die mit dem „AK“ in etwa so viel zu tun haben, wie Stalin mit anarchistischer Staatskritik. Stattdessen gaben man/ frau sich die Blöße, eine Kontaktschuldtheorie, sozusagen die „Intertextualität“ im linken Szene-Dasein, aufzufahren, die den „AK“ natürlich völlig haltlos in eine antideutsche Ecke halluzinieren wollte. Die real vorhandene Kritik an antideutscher Ideologie, wie sie in verschiedenen Texten und Vorträgen vertreten wurde, erfuhr eine geflissentliche Ignoranz. Schon die Einleitungsüberschrift der ersten Intervention gegen die AntiimperialistInnen („Tertium

³⁹ Vgl. dazu den Kommentar auf Tueinfo: <http://www.tueinfo.org/cms/node/20612>.

non datur. Die deutsche Linke zwischen Antimperialismus und Antideutschtum, Antisemitismus und Rassismus⁴⁰) benennt den problematischen Charakter dieser Spaltung („Tertium non datur“), die auch in späteren Texten immer wieder thematisiert wurde. Dementsprechend hätte die Ex-„MAT“ doch zumindest begründen müssen, warum der AK trotz einer Kritik an antideutscher Ideologie als antideutsch bezeichnet werden könne. Nichts von alledem.

Doch nicht nur die Ex-„MAT“ schlug in die Kerbe einer bloßen Unterstellungsstrategie, ein Großteil der Linken erhob, vor allem auch auf TüInfo, diese Anklage, ohne dass solche „Feinheiten“ die grobschlächtige Extrapolation des Vorwurfs getrübt hätte: Zum anti-polemischen Konsens gesellte sich ein anti-antideutsches Feindbild, wozu es in der Tübinger Linken nicht einmal mehr realer Antideutscher bedarf (mit denen man/frau stattdessen lieber gemeinsame Vorträge organisiert). Das Examen in puncto „Dekonstruktion“ hat sie demnach auch hier durchaus mit Bravour gemeistert und weil die Kritikfähigkeit des/der Identitätslinken im konjunkturellen Auf und Ab der Praxismühle einen ähnlichen Substanzverlust erfährt wie das Kapital selbst, können man/frau wohl schon einmal dazu verleitet werden, so zu tun „als ob“ der AK „Linke Irrwege“ antideutsch sei – die realen Antideutschen der Tübinger Linken dürften sich angesichts dieser plumpen Verkehrung gehörig die Augen gerieben haben.

Wenn gewisse, von Verständnis überbordende Personen die Denunziationsbroschüre der Ex-„MAT“ mit Sätzen wie „Dann haben sie es halt falsch interpretiert“ verharmlosten, gestanden sie einem gedanklichen Gewaltakt seine Berechtigung zu und spielten dadurch überdies einem Ausnahmezustand in die Hände, der auf inhaltsleeren Entscheidungen basierte und, wie sich später zeigen sollte, mit autoritären, weil inhaltlich-theoretisch nicht zu begründenden Verlaufsformen konvergierte.

Mittelschichtsinke, das taktische Vorspiel des Krisentribunals und die

⁴⁰ <http://www.jpberlin.de/tueinfo/cms/files/MAT-Kritik.Spiel.mit.dem.Feuer.pdf>.

Verteidigung des narzisstischen Menschenrechts

oder

Der dritte Nettigkeitspakt

„Im überlauten Ticken der Uhr vernimmt man den Spott der Äonen auf die Spanne des eigenen Daseins. (...) Dessen werden die Menschen heute zwanghaft gewahr. Im Stande der vollendeten Ohnmacht scheint dem Individuum, was ihm noch zu leben gelassen ward, als kurze Galgenfrist. Es erwartet nicht, sein Leben aus sich zu Ende zu leben. Die Aussicht (...) setzt sich fort in der Angst, daß die Tage gezählt sind (...); daß Altwerden gleichsam zum unlauteren Vorteil ward, der dem Durchschnitt abgelistet werden muß.“⁴¹

(Theodor W. Adorno, „Minima Moralia“)

Sobald mit der Denunziationsbroschüre der Ex-„MAT“ die Blaupause für den Ausnahmezustand erfolgreich absolviert war, räumten große Teile der Tübinger Linken kleinmütig das Feld. Insbesondere um die „ureigenen“ linken Themen wie *die Analyse sozialer Stratifikationen*, die ehemalige „Klassenanalyse“ wurde es verdächtig still; mit der sozialen Frage hat es der postmoderne Psychologismus irgendwie nicht so richtig. Die Binsenweisheit, dass linke Kontroversen nicht selten mit partikularen Bedürfnissen und sozialen Lagen vermittelt sind, wurde entweder vom Meinungsstrom der fortwährenden Willkür absorbiert⁴², oder aber in grotesker Manier gegen den AK gewendet. Die Ex-„MAT“ beispielsweise versuchte mich als Verfechter der Kapitalistenklasse zu desavouieren (wie ausgesprochen einfallsreich), während ein anderer Internet-Fanatiker es bevorzugte, die nicht-proletarische Herkunft des AK gleich

⁴¹ Theodor W. Adorno, *Minima Moralia*, Frankfurt am Main, 2003, S.188f.

⁴² Die entsprechenden Analysen des Textes „Spiel mit dem Feuer“ blieben unkommentiert.

vollständig mittels klassenanalytischer Eugenik nachzuweisen.⁴³

Solche Auslassungen lassen sich nicht alleine durch dumpfes Ressentiment erklären. Was sich hier abzeichnet, ist die theoretische Unmöglichkeit, im anachronistischen Begriffsraster der traditionsmarxistischen „Klassenanalyse“ linke Konflikte und soziale Interessen in der postproletarischen Vergesellschaftung zusammenzudenken. Auf diese Weise rückte der reale soziale Hintergrund der Tübinger Linken immer mehr aus dem Blickfeld: Augenscheinlich setzt sie sich nämlich vorwiegend aus einer *akademisierten Mittelschicht* zusammen. Auch hinsichtlich der sozialen Dimension reichen in die Auseinandersetzung also objektive Tendenzen hinein, zeugt sie doch von einem geschichtlichen Übergang von der Klassengesellschaft zur postmodernen Mittelschichtvergesellschaftung.

Dieser Wandel ging nun primär mit einer Verwandlung der Ware Arbeitskraft und ihrer kulturell-symbolischen Kodierung einher. Die ideale Repräsentation der Ware Arbeitskraft besteht nicht länger im Proleten, sondern in der „Ich-AG“, sodass „[d]as selbstständige Produktionsmittel (...) bis auf die Haut der Individuen“ schrumpft. „Alle werden zu ihrem eigenen „Humankapital“, wie Robert Kurz fortfährt, „und sei dies nur der nackte Körper. Es entsteht ein unmittelbares Verhältnis zwischen den atomisierten Personen und der Ökonomie des Werts, die sich nur noch simulativ durch Defizite und Finanzblasen reproduziert.“⁴⁴ Die akademisierte Mittelschicht vertritt das Kapital in doppelter Weise und hebt sich dadurch vom alten Proletariat, aber auch vom früheren Kleinbürgertum ab: Im Arbeitsprozess funktional delegierend gegenüber anderen, ist sie prinzipiell auch sich selbst gegenüber als „Ich-AG“ anleitend, also weder Arbeitskraft, noch Kapitalist gemäß der Marxschen Kategorien⁴⁵.

Die damit evozierte, durchaus fundamentale Wandlung sozialer Disparitäten im Krisenkapitalismus blieb dem Linksradikalismus keineswegs äußerlich. Die proletarische Linke ging in eine neue Mittelschichtlinken auf, in der nicht mehr der Arbeiter das soziale Gefüge dominierte, sondern SozialarbeiterInnen, LehrerInnen, KommunikationsexpertInnen jedweder Schattierung sowie Dienstleistungsqualifizierte verschiedenster Couleur. Das heißt durchaus nicht, dass der alte proletarische Kult einfach verschwunden wäre. *Im Gegenteil hat das Klassenkampfparadigma nach wie vor Konjunktur, wenn auch als identitätsstiftender Bezugsrahmen eines klassenlosen Klassenkampfes, der heute auf die Bedürfnisse der abfallenden Mittelschicht in der Krise zugeschnitten ist.* Die Apostrophierung des akademischen Betriebs zum

⁴³ <http://linkeirwege.blogspot.de/images/DerbodenloseAbsturzindieRegression.pdf>, S.97ff.

⁴⁴ Robert Kurz in: *Alptraum der Freiheit. Perspektiven radikaler Gesellschaftskritik*, Blaubeuren, 2005, S.66.

⁴⁵ A.a.O., S.52.

Schalthebel der Revolution seitens der Ex-„MAT“⁴⁶ gibt nur ein besonders markantes Beispiel für diesen „Klassenkampf“ der „linken“ Mittelschicht ab.

Die Kritik des AK am postmodernen Sozialcharakter der Mittelschichtlinken mag durchaus dazu beigetragen haben, dass für gewisse Herrschaften der Tübinger Szene die Zeit endgültig reif geworden war, die Kontroverse zum Verstummen zu bringen. Wohl grassierte die Angst, die Auseinandersetzung drehe sich mitunter um institutionellen Einfluss, als stünden gar allerlei szeninterne Pöstchen und „Einflusszonen“ zur Disposition. In dieser Hinsicht können sie allerdings beruhigt werden: Das befürchtete Machtstreben seitens des AK ist nur das Spiegelbild der eigenen Postenhuberei, die derart tief sitzt, dass sie automatisch auf alle anderen projiziert wird.

Um der Tübinger Linken endlich den Widerspruch auszutreiben und die eigenen Felle ins Trockene zu bringen, bedurfte es einer vermittelnden Instanz, die den AK entweder an die Kandare zu nehmen oder aber aus der Tübinger Linken herauszukatapultieren habe. Entweder Freund oder Feind, dieses brodelnde Verlangen nach Reinigung des Familienzwists sollte sich besser früh als spät realisieren. Eine besondere Anziehungskraft üben derart regressive Vermittlungsfunktionen hierbei vor allem auf Charaktermasken des postmodernen Dienstleistungssektors aus, verkörpern sie den allgemeinen Bewusstseinsstand einer „emotional competence“ schließlich in ihrer Profession.

Dahingehend kam es auch in der Tübinger Szenefamilie dazu, dass die Instituierung des linken Krisentribunals von jenem Sozialtypus in die Hand genommen wurde, der zwischen Netzwerk- und PädagogInnendasein, studierter Rhetorik- und Kommunikationsqualifikation verschiedener Couleur changiert. Dieser leiblich gewordenen Plage postmodernen Vermittlungswahns ist der Job einer Produktivitätssteigerung qua Optimierung kommunikativer Vermittlungskompetenzen längst unter die Haut gegangen, wodurch sie ein besonders sensibles Organ für gruppeninterne Spannungen entwickelt hat, an die sie sich wie ein giftiger Pilz heftet, um jeden widersprüchlichen und damit auch kritischen Impuls bereits im Ansatz auszumerzen. Innerhalb der linken Szenefamilie war es wohl nur eine Frage der Zeit, bis das inkarnierte Familienoberhaupt auf den Plan treten musste, das qua studiertem Vermittlungsfetisch die Einheit der linken Familie wiederherzustellen sich anschickte.

Dummerweise sind die postmodernisierten Familienväter jedoch schon wieder nicht mehr

⁴⁶ O-Ton der WissenschaftsfanatikerInnen: „Der Kapitalismus und seine Apologeten treiben den Kampf um die Köpfe der Menschen an allen Fronten voran, besonders (!) in der Wissenschaft und im Bildungssystem.“ (http://www.marxistische-aktion.de/?page_id=224.)

die rigiden Vaterfiguren vom alten Kaliber. Ihre historische Galgenfrist ist längst schon abgelaufen. Eines Tages begab es sich, dass ich nach einer politischen Veranstaltung von einem betont älteren Semester angesprochen wurde, ob wir nicht einmal ein „persönliches Gespräch“ führen wollen; eine Frage, die, wie sich im Nachhinein herausstellte, als eindeutiger Aufruf zur entschlossenen Selbstverteidigung hätte interpretiert werden müssen. Auffallend vertrauensvoll wurde weiter gemunkelt, sodass sich recht bald herauskristallisierte, worum es dem pater familias eigentlich ging: Die Tübinger Linke müsse wieder „handlungsfähig“ werden, weshalb es einer szeneeinternen Regelung mit Konflikten bedürfe.

Es war also die Zeit gekommen, die Vertreter des AK direkt vor die Entscheidung zu stellen: Bist du für oder gegen eine geeinigte Tübinger Linke? Während von ihm jedes zweite Argument hinsichtlich einer für notwendig erachteten Kritik des antiimperialistischen Antizionismus in paternalistischer Betonung seiner Lebenserfahrung beschwichtigend abgetan wurde – sodass man sich verwundern musste, weshalb ihm nicht schon längst ein langer grauer Bart gewachsen war –, agierte er andererseits äußerst „fresh“ und freilich ungemein nett, was sich in der Handhabe seiner Kommunikationsstrategie ablesen las: Der studierte Kommunikations- und Vermittlungsexperte vermag nur mehr die Matrix einer wechselseitigen Anerkennung der eigenen Identität zu bestimmen, weshalb er versuchte, mich in meiner Person (bzw. was er sich darunter vorstellte) zu umwerben.

So referierte er seinen Eindruck bezüglich meiner Texte (persönlich hatten wir uns zuvor noch nie gesehen), der zwischen einem genialen Theoretiker und einem konfliktsüchtigen Polemiker hin- und hergerissen sei. Die Devise der ganzen Geschichte dürfte wohl gelaftet haben: Ein bisschen Bauchpinseln mit hypertropher Anerkennung und der Theoretiker wird mit seiner Polemik schon stillhalten, womit abermals zutage tritt, aus welchem Holz die postmoderne Fetischisierung der persönlichen Ebene eigentlich geschnitzt ist.

Wie sich später herausstellen sollte, war das Gesprächsangebot des Szenedaddys nur ein Aspekt innerhalb eines ausgeklügelten Plans, der die anti-polemische Reinigung zwecks Etablierung einer „souveränen“ linken Szene in Tübingen vorantreiben sollte. Wenige Wochen zuvor wurde bereits an diverse Tübinger Gruppen eine Email geschickt, die den szeneeinternen Umgang als bedenklich einschätzte. Um dem entgegenzuwirken, wurde ein Treffen verschiedenster Gruppen anberaumt, das sich auf ein gemeinsames Selbstverständnis festlegen sollte, das der Email als Vorschlag beigelegt war. Initiiert wurde es, wer hätte das für möglich gehalten, von den betont älteren Semestern der Tübinger Szenefamilie, für die ein paar Jahre

Lebenserfahrung mehr und ein Studienabschluss untrügliche Beweise für ihre Ermächtigung zum Krisentribunal abgeben. Treibende Kraft dabei: Der Szenedaddy.

Was der AK nicht wusste, war, dass eine erste Reaktion auf den Vorschlag eines solchen Gruppentreffens bei den Organisatoren eingegangen war, in der zwei Gruppen eine Stellungnahme formulierten, deren Motto lautete: „Wir unterschreiben das Selbstverständnis nur, wenn der AK außen vor bleibt.“ Begründet musste das zu diesem Zeitpunkt schon gar nicht mehr werden. Ein solch abstraktes Konkurrenzdenken als politischer Modus eines sowohl dem sozialen wie auch dem ideologischen Profil nach mittelschichtsozialisierten Neokleinbürgertums, das als kollektivierte „Ich-AG“ nur noch „entweder die oder wir“ zu blöken vermag, wurde von den entsprechenden Gruppen demnach eher als ein herzerwärmender Hilfeschrei gewertet denn als infantile Frontstellung zum AK. Der dritte Nettigkeitspakt gegen den AK wurde geschmiedet.

Die feingefühligen Kommunikationsexperten fassten dieses Statement nun ihrerseits als Anrufung zum Krisentribunal auf, als Steilvorlage für die Exekution des „entweder Freund oder Feind“. Es konnte nicht ausbleiben, dass im selbsternannten Szenedaddy, von dieser ödipalen Geste geschmeichelt, die präödipale Phantasie des scheinbar ewigen Patriarchen erwachte, der die innere Einheit des Familienstaats zu exekutieren habe – wenn auch in einer postmodern fragmentierten Form, mit langem grauen Bart und den neuesten Kommunikationstheorien auf den Lippen. Seine Strategie dürfte wohl gelautet haben: Nun, bei den JungennossInnen in spe von Ex-„MAT“ könne der krude Antizionismus sicher soweit umgebogen werden, dass er sich wenigstens nicht mehr offen mit AntisemitInnen solidarisiert und den seltsamen Theoretiker wird die Bauchpinselei schon zur Rason bringen. Allzu gerne streicht die Dienstleistungscharaktermaske auf zwei Beinen Eigenleistungen des Bewusstseins anderer Leute ob ihrer taktischen Varianz einfach mal durch, weshalb sie auch ein von Grund auf autoritärer Charakter ist: *Eine solidarische Selbstverständlichkeit, dem AK Auskunft über das Schreiben der beiden Gruppen zu geben, das ja in erster Linie ihn betraf, wurde aus taktischen Gründen hintangestellt.*

Als sich für den Szenedaddy in der trauten Unterhaltung mit mir herausstellte, dass der AK sich nicht an den Szenevertrag binden wird, schien vor seinem inneren Auge wohl noch während des Gesprächs eine neue Variante auf: In diesem Falle wäre es doch das beste, weder mir noch anderen Personen des AK überhaupt etwas von jenem Statement preiszugeben, durch das uns formell die Möglichkeit geboten worden wäre, die Nachfolgeorganisationen der Ex-„MAT“ aus dem linken Selbstverständnis auszuschließen. Unter diesem Gesichtspunkt

bevorzugte der Szenedaddy dann doch die Stasi-Fraktion, die in ihrer Denunziations-Broschüre immerhin ganz tapfer an den linken Nettigkeitsdiskurs appelliert hatte.

In der Immanenz seiner taktischen Optionen verstrickt, kam ihm offensichtlich erst gar nicht mehr der Gedanke, dass der AK den Gruppenvertrag nicht ratifizieren könnte, obwohl er von der Option weiß, die Nachfolgeorganisationen der Ex-„MAT“ aus ihm herauszudrängen (gemäß dem Motto „Entweder die oder wir“). Ein nicht-taktisches Denken, das seinen Weltbezug nicht aus den Kategorien der politischen Macht und der innerlinken Konkurrenz bezieht, scheint für das zum Alltagshorizont verdichtete postmoderne „Bewusstsein“ schlicht nicht mehr möglich. In diesem Sinne ist der Szenedaddy das typisch linke Loch, Machtpolitiker durch und durch, weil sein Arsch jeden Hauch eines utopischen Gedankens im affirmierten Konkurrenzkampf des Mittelschichtsdaseins erstickt wie krampfhaft unterdrückte Blähungen.

In Wirklichkeit hätte der AK nämlich selbst dann nicht das Formular unterschrieben, wenn dadurch alle StalinistInnen Deutschlands aus der Tübinger Linken ausgeschlossen worden wären (obwohl das sicher zum Nachdenken angeregt hätte). Aufgrund von rein formalen Regularien andere Gruppen aus linken Tribunalen rauszuboxen, überlässt er auch in Zukunft der Tübinger Restlinken. Denn tatsächlich stellt jenes zu unterzeichnende Selbstverständnis eine schiere Formalie dar, die die letzten Restspuren inhaltlicher Diskussion mindestens genauso zu eliminieren trachtete, wie sonst nur die Triebdimension im eigenen Pracht-Selbst: „Das Medium Internet lässt Kommunikation ausschließlich auf inhaltlicher Ebene zu.“⁴⁷

Und das will doch bitte geändert werden. Abgesehen von der wahnwitzigen Behauptung, dass ausgerechnet das eklektizistische Medium per se, das Internet, zu inhaltlichen Diskussionen anrege, kann diese Aussage angesichts der simulativen Denunziationen gegen den AK nur als Frechheit bezeichnet werden. Als bald wurde deutlich, um was es anstelle des inkriminierten Inhalts, der längst schon über Bord geworfen war, wirklich gehen sollte: Um „Mimik, Gestik, Lautstärke usw.“⁴⁸, damit die linken Kommunikationsformen weiterhin dem postmodernen Raster symbolischer Selbstinszenierung frönen können. Die zarten Pflänzchen sollten in Zukunft alleinig mit dem Eiertanz einfühlsamer Identitätsdarstellungen konfrontiert werden dürfen und nicht etwa mit der harten Realität des substantiellen Inhalts. Ein nettes „Aber eigentlich haben wir ja den gleichen Standpunkt“ und der inhaltliche Widerspruch wird sich schon in Schall und Rauch auflösen.

⁴⁷ <https://linksunten.indymedia.org/de/node/71482>.

⁴⁸ A.a.O.

Der eigentliche Skandal der innerlinken Erklärung fand sich jedoch im ersten Vorschlag des Skripts, das mit mehr als bloß impliziten anti-polemischen Standards gespickt war und den realen Verlauf der innerlinken Auseinandersetzung auf den Kopf stellte. Dort hieß es: „Gruppen dürfen nicht als stalinistisch oder antideutsch bezeichnet werden, wenn sie sich nicht selbst so benennen.“⁴⁹ Angespielt wurde damit natürlich auf die Auseinandersetzung zwischen dem AK und der Ex-„MAT“, unterstellten doch die AntiimperialistInnen dem AK eine antideutsche Position, während der AK seinerseits die AntizionistInnen als stalinistisch bezeichnet und dies bis heute gleichwohl tut.

Im Sinne des identitätsversessenen Ungeistes der Postmoderne reduzierte der linke Szenevertrag den Maßstab der Kritik auf die *individuelle bzw. kollektive Selbstbezeichnung von Gruppen*. Das hätte sogar die postmodernisierte Selbst- und Objektbeziehungstheorie à la Kohut nicht besser formulieren können: „Das Menschenrecht auf die Unversehrtheit der eigenen narzisstischen Selbstbezeichnung muss gewährleistet bleiben!“, lautete der zentrale Paragraph der ersten Fassung. Diese Losung fixierte nicht nur die narzisstische Perspektive der Beteiligten als Basis jedweder Bezugnahme, vielmehr wurde der objektive Begriff von Unwahrheit gleich mit eskamotiert und somit jeglicher Anspruch inhaltlicher Kritik einer innerlinken Identitätsanerkennung subordiniert. *Das Selbstverständnis entspricht einem Aufruf zur Ratifizierung der eignen Kritikunfähigkeit, in der statt der negativen Wahrheit inhaltlicher Kritik nur noch das appellative Recht zur Einklagung narzisstischer Kränkungen regiert.*

Die völlige Sinnentleertheit dieses Paragraphen spiegelt sich primär in einer Verzerrung der konkreten Problemstellung wider, wie sie nicht zuletzt die Konfrontation zwischen Ex-„MAT“ und AK „Linke Irrwege“ kennzeichnete. Ob denn nun eine der beiden Fraktionen einen inhaltlichen Punkt getroffen habe, war hierbei von keinerlei Relevanz mehr. Nun stimmt es sicherlich einerseits, dass dem AK eine „antideutsche Position“ bisher inhaltlich nicht nachgewiesen werden konnte, mit dem kleinen Unterschied, dass andererseits die Ex-„MAT“ real (auch wenn das für das postmoderne Bewusstsein kein Begriff mehr zu sein scheint) stalinistische Fraktionierungen innerhalb ihrer Gruppierung explizit einräumte. In einem Antwortbrief der Ex-„MAT“ auf die Intervention „PuKs“, die als eine Zurückweisung stalinistischer Gesinnung daherkommt, heißt es: „Im Allgemeinen werden zu Themen wie dem real existierenden Sozialismus von der MAT keine (!) grundsätzlich für alle Mitglieder verbindlichen Positionen

⁴⁹ Die Zeile ist nicht wortwörtlich wiedergegeben.

festgelegt.“⁵⁰

Das klingt doch mal hübsch postmodern und eine derartige Toleranz, sei sie nun auch gegenüber der stalinistischen Diktatur, erwärmte die Herzen der Tübinger Linken mit wohligem Sanftmut, allen voran die von „PuK“, die angesichts eines derart ausufernden Verständnisses in ihren Bedenken wie entwaffnet schien. Die inhaltliche Kritik des AK wurde mindestens auf dieselbe Stufe wie die Second-Life-Phantasie der Ex-„MAT“-Broschüre gezerrt, wenn nicht als „zu polemisch“ gleich ganz entsorgt, womit sich letztlich vertraglich materialisierte, worauf der linke Nettigkeitsterrorismus von Anfang an zusteuerte: Er ist mit Sicherheit alles, nur nicht solidarisch. *Der Nettigkeitsdiskurs enthüllte sein wahres Wesen, die Aufkündigung der innerlinken Solidarität im Namen formalisierter Standards eines „linken“ Mittelschichtsdaseins.*⁵¹

Allerdings springt der bizarre Charakter dieses Paragraphen nicht nur bezüglich der völligen Verdrehung der konkreten Konfliktlage ins Auge, sondern auch angesichts der Konsequenzen, die die eigens auferlegte Kritikunfähigkeit mit sich bringen musste. Sofern ein objektiver Anspruch von Unwahrheit expressis verbis zurückgewiesen und das Kriterium der Kritik somit auf das formale Selbstverständnis der jeweiligen Gruppen (gewissermaßen der unantastbare narzisstische Kernbestand) verwiesen bleibt, regrediert es endgültig zum intersubjektiven Brei wechselseitiger Selbst-Bespiegelung.

Nimmt eins den Menschenrechtsparagraphen ernst, dann müsste in der konkreten Konfliktsituation Tübingens auch zwangsläufig das antisemitismuskritische Selbstverständnis der Ex-„MAT“, das sie als Israel-Hasser zweifelsohne haben (die Solidarisierung mit AntisemitiInnen habe natürlich überhaupt nichts mit Antisemitismus zu tun), unantastbar bleiben. Antizionismus bei Ex-„MAT“ und Co. zu kritisieren, wäre demnach einzig unter dem Vorbehalt möglich gewesen, die geifernden Israelhasser zuvor als AntisemitismuskritikerInnen anzuerkennen – eine absurde Vorstellung. Die Linke in Tübingen scheint nicht sehen zu wollen, welche Potenz an Verharmlosung in dem Geist ihres Gruppenvertrags schlummert(e).⁵²

⁵⁰ http://www.marxistische-aktion.de/wp-content/uploads/Erkl%C3%A4rung-an-die-Schelling-Bewohner_innen1.pdf.

⁵¹ Es versteht sich, dass Solidarität weder auf dem Boden einer solchen PC-Formalie gegründet werden kann wie auch eine falsche PC-Kritik vom Standpunkt der Solidarität aus zu kritisieren bleibt.

⁵² Auch wenn der Paragraph schließlich gelöscht wurde, gibt seine neue Fassung vom formalisierten Menschenrecht auf die eigene narzisstische Unversehrtheit hinlänglich Auskunft. Dass der AK als erstes gegen den Paragraphen protestierte, ohne dass er Gehör fand, während dieser dann im Nachhinein doch noch gelöscht wurde, zeigt einmal mehr das identitär vorbelastete Verhältnis gegenüber dem AK.

Das anti-polemische Tribunal und der Auftritt des linken Szenedaddys

„Der Ausnahmezustand ist das Dispositiv, das in letzter Instanz die beiden Seiten der rechtlich-politischen Maschine zum Ausdruck bringen und zusammenhalten muß und dabei eine Schwelle der Unentscheidbarkeit errichtet, zwischen Anomie und Nomos, Leben und Recht, auctoritas und potestas.“⁵³

(Giorgio Agamben, „Ausnahmezustand“)

Mit der Ausarbeitung des innerlinken Selbstverständnisses war die Schlachtbank des Familientribunals angerichtet. Und die Zeit gekommen, die Früchte der taktischen Vorbereitungen einzufahren. Da saßen sie nun alle um einen Tisch, die Mitglieder der Szenefamilie, einberufen zur Diskussion und Ratifizierung des uneingeschränkten Rechts auf die narzisstische Unversehrtheit⁵⁴. Wie bei familiären Anlässen allgemein üblich, eröffnete der Patriarch die Bankett-Rede mit der obligatorischen Beschwörung des linken Nettigkeitsdiskurses: Man sei hier, „um rein formal (!) über den linken Vertrag zu diskutieren, ohne inhaltliche Differenzen zu thematisieren (!)“, wobei es ihm eine unumgängliche Herzensangelegenheit war, darauf zu pochen, dass es hier vor allem nicht um „sachfremde Polemik“ ginge.

Die Botschaft war mehr als deutlich: Der AK, der aufgrund universitärer Verpflichtungen nur in meiner Person anwesend sein konnte, habe sich gefälligst zusammenzureißen. Denn in letzter Zeit habe sich, fuhr er in seiner Ansprache fort, die Notwendigkeit des Treffens auch aus innerlinken Spannungen ergeben, die in einem Maße angestiegen seien, dass produktive Zusammenarbeit kaum mehr möglich sei. Als nach fünfzehn Minuten die kommunikativen

⁵³ Giorgio Agamben, *Ausnahmezustand*, Berlin, 2004, S.101.

⁵⁴ Es versteht sich quasi von selbst, dass im Folgenden auf Gruppenbezeichnungen und Namen verzichtet wird, da es sich um ein internes Treffen handelte, wie es überhaupt um die Kritik von Strukturen und nur bedingt von Einzelpersonen geht.

Verhaltensregeln des Familienabends erschöpfend dargelegt waren, näherte sich die Ansprache ihrem Endpunkt. So blieb abschließend nur noch zu fragen: „Wird denn eine Gruppe das Formular nicht unterschreiben?“

Weil sich bei den Akteuren des AK aus genannten Gründen der Konsens herausgebildet hatte, sich an dem Vertrag unter keinen Umständen zu beteiligen, insistierte ich darauf, das Konzept des Szenevertrags zu kritisieren. Hoffte der Szenedaddy wohl bis hierhin, der AK verabschiedete sich schiedlich und friedlich aus der Affäre, hatte er sich gewaltig geschnitten. Wie nun mit dem Störfeuer im straff durchstrukturierten Abendprogramm umgehen? Die Antwort Graubarts darauf lautete: Kritik reinigen und neutralisieren, nicht dass dem Polemiker seine „Triebhaftigkeit“ noch zu den Ohren rauskommt: „Der Daniel kann seine Kritik am Ende (!) des Treffens vortragen und diejenigen Gruppen, die dann noch (!) Lust haben zu diskutieren, können bleiben, die anderen gehen (!).“

Solch ein schamloser Versuch, auch noch den allerletzten Rest an Fähigkeit zur Selbstkritik buchstäblich in die letzte Ecke schieben zu wollen, hätte im trauten Rund eigentlich einen Sturm der Empörung auslösen müssen. Ein derart uncooles Thema wie „Anspruch zur (Selbst-)Kritik“ lockt bei postmodernisierten Identitätslinken unterdessen keinen Hund mehr hinterm Ofen hervor. Genauso gut hätte es sich um die Raumvergabe für Vorträge oder den Schichtdienst für die Schelling-Hausbar handeln können, Hauptsache der AK bekommt seinen Maulkorb verpasst. Eine einzige (!) Genossin legte neben mir ihr Veto ein, dass doch bitteschön eine Kritik des Vertrags zur Kenntnis genommen werden sollte.

Das brachte den Szenedaddy wiederum in eine missliche Lage; die Hoffnung, die Kritik des AK auf den Sankt-Nimmerleinstag zu verschieben, musste umgehend begraben werden. Wie sie nun aber aushebeln, wenn ihm explizit das Recht eingeräumt wird, sich zu äußern? Das Familienoberhaupt überlegte einen Moment, dabei seinen langen grauen Bart ungeduldig zwischen den Fingern zwirbelnd, bis ihm sein strategisch gedrilltes Großhirn eine neue Kommunikationstaktik ausspuckte. Mit der allumfassenden Indifferenz der Tübinger Restlinken im Rücken kann schon nichts schiefgehen, wird er sich wohl gedacht haben, und wagte einen zweiten Vorstoß: „Der Daniel darf zehn Minuten reden. Danach dürfen alle anderen Gruppen fünf Minuten antworten, ohne dass der Daniel darauf noch einmal Bezug nehmen darf (!).“ Der AK sollte zur Schlachtbank geführt werden. Trotz meines Protests angesichts einer solch ärmlichen Vorstellung von „Diskussion“ war das letzte Wort gesprochen. Die im Szenedaddy sich verwirklichende Charaktermaske des Familiendiktators fällte erneut eine letzt- und

unbegründete „Dezision“.

Es versteht sich von selbst, dass der AK als erstes auf die formale Dreistigkeit hinzuweisen hatte, die ihm die ganze Zeit über jene Stellungnahme der zwei Gruppen vorzuenthalten sich anstrenge und offen auf ein unsolidarisches Konkurrenzverhältnis abzielte. In diesem Sinne setzte ich an, um zu intervenieren: „Ich finde es lächerlich, dass zwei Gruppen...“ als der Familiendiktator seinen großen Auftritt hatte. Bevor ich den Satz zu Ende führen konnte, hatte mich ein plötzlicher Urschrei unterbrochen und eine Kasernenstimme laut schreiend zusammengepfercht, warum ich solche Vokabeln wie „lächerlich“ (!) in den Mund nehmen würde, nachdem ein unpolemischer Umgang vereinbart worden sei, wobei all dies wie rasend aus dem Szenedaddy herauspolterte, dass man hätte meinen können, er würde von einem Tobsuchtsanfall heimgesucht. Spätestens dieses lauthalse Niederbrüllen einer linken Gruppe hätte zur vollständigen Delegitimation des autoritären Vermittlungsversuchs führen und dem Tribunal jede Berechtigung absprechen müssen. Denn sein innerstes Bestreben stand nun nackt und ungeschminkt im Raum: Liquidation der Polemiker, koste es, was es wolle.

Der am Tisch versammelten Runde aus AnarchistInnen, „Anti-Autoritären“ und „HerrschaftskritikerInnen“ hingegen war dieser neuerliche, vor militärischem Ordnungswillen nur so strotzende Ausbruch keine Intervention mehr wert, reduziert sich ihre „Herrschaftskritik“ ja nahezu auf die „Herrschaft“ der abstrakten Sprache sowie die „Unmenschlichkeit“ linker Polemik. Nicht eine Gruppe gebot dem diktatorischen Gebaren Einhalt. Wenn sich die „verwundbaren Pflänzchen“ im Vorgarten aber als eine ganze Armee von Killerkartoffeln herausstellen, bei der nach Gutdünken Personen niedergebrüllt werden können, gehört der linke Identitätswahn, bei aller botanischen Liebe, samt Stumpf und Stiel endgültig eingetütet: „Friede den Palästen! Kampf den linken Vorgärten!“

Nachdem der Szenedaddy die Notverordnung des Krisentribunals durchgesetzt hatte, ohne dass sich eine einzige Stimme des Protests erhob, war ich also gezwungen „unpolemisch“ fortzufahren, vom Patriarchen mit den zynischen Worten „Geht doch“ begleitet. Als ich die formale Gemeinheit in einem neuen Anlauf benennen konnte, versuchte ich im folgenden die Kritik des AK am akademischen und postmodernen Charakter des Familienpakts herauszustellen, wobei der Schwerpunkt auf der Wissenschaftskritik lag. Schon damals beendete ich das Statement des AK mit der Begründung: Einen Vertrag zu unterschreiben, der inhaltliche Kritik in formale Verhaltensregeln auflöst, ist mit dem AK nicht zu machen und sollte auch nicht im Interesse der Tübinger Linken sein.

Kaum hatte ich die Kritik des AK am Gruppenvertrag beendet, war das linke Schlachtbankett eröffnet: Jetzt ging es Reih um, jede Gruppe mit ihrem Kommentar. Unbedarfte ZeitgenossInnen hätten meinen können, es verstehe sich von selbst, dass die diversen Antworten auf die Kritik des AK am Gruppenvertrag Bezug nehmen würden. Weit gefehlt! Beinahe alle Gruppen denunzierten den AK in einer wahllosen Manier, die jedem Zusammenhang mit der vorgetragenen Kritik Hohn sprach. Ein Kommentar erdreistete sich gar zu behaupten: „Auf dem Blog des AKs steht, er würde andere Gruppen vernichten (!) wollen“, eine natürlich vollkommen haltlose Phantasie, die aber unangefochten im Raum stand (mein Versuch, dem zu widersprechen, widersprach den Regularien des Krisentribunals und wurde abgewürgt). Nur eine Person nahm auf meine Ausführungen Bezug, die Kritik dabei zurückweisend. Zu einer Diskussion konnte es freilich nicht kommen, war es dem AK ja untersagt, darauf einzugehen.

Gerieten sich die anderen Kommentare nicht derart daneben, blieb gleichwohl unverkennbar, dass ihre ressentimentgeladene „Kritik“ einem kollektiven Unbehagen am AK entstammte. Der anti-polemische Reflex amalgamierte sich mit dem theoriefeindlichen und erzeugte einen Tenor, dessen Quintessenz in dem häufiger gefallenen Satz zusammengefasst werden kann: „Hundert-Seiten-Texte zerstören die Tübinger Linke“. Dass die familiäre Runde sich eigentlich nur um den Gruppenvertrag und nicht um „sachfremde Polemik“ drehen sollte, hatten bis dato alle VertreterInnen schon wieder vergessen, inklusive Graubart, der seine Freude an diesem martialischen Treiben gehabt haben dürfte: Endlich war der Zeitpunkt gekommen, sich an dem Menschenrechtsverletzter des linken Szeneselbst auszuagieren, der das auch noch ohne Befugnis zur Widerrede zu schlucken hat.

Dass die Anspielungen bevorzugt meinen Text „Der bodenlose Absturz in die Regression“ traf, den ich als Autor, nicht als Stellungnahme des AK, verfasste, war dabei alles andere als zufällig. Schon in der Vorbemerkung insistiere ich auf einer inhaltlichen Kritik, die im bewegungslinken Alltag durch formale Kommunikations- und Verhaltensnormen konterkariert werde und explizit wird in ihm die Kritik des postmodernen Sozialcharakters als konkret gesellschaftliches Bezugsfeld linker Auseinandersetzungen erwähnt. Vor allem übel genommen wurde dem Text aber seine *Insistenz auf der inhaltlichen Begründungspflicht der Kritik*, über die sich die dissoziierte Simulation postmoderner Selbstinszenierung aufklärerisch erhaben dünkt.

Ihrem „kategorischen Imperativ“ des eigenen Bauchgefühls, das scheinbar nie irrt – keineswegs Karikatur des kantischen, sondern seine realgeschichtliche Konsequenz –, widerstrebt es einfach zutiefst, das eigene linke Selbst irgendwie kritisch zu hinterfragen.

Begründungspflicht? Hä? Der Text „Bodenloser Absturz in die Regression“ galt als Chiffre eines Versuchs linker Identitätszerstörung, sein Verfasser als Menschenrechts-, und, Gott bewahre, als Pflanzenrechtsverletzter, was ihm nun endlich heimgezahlt werden konnte. Eine familiäre Schlachtbank kann bisweilen eine sadistische Angelegenheit sein.

„Nina, Pinta, Santa Maria“ und das Narrenschiff

oder

Der vierte Nettigkeitspakt und das Ende aller Kritik

*„Der Steuermann lügt, der Kapitän ist betrunken
und der Maschinist in dumpfe Lethargie versunken,
die Mannschaft lauter meineidige Halunken,
der Funker zu feig‘ um SOS zu funken.
Klabautermann führt das Narrenschiff,
volle Fahrt voraus und Kurs auf's Riff“⁵⁵*

(Reinhard Mey, „Das Narrenschiff“)

Aus den Ruinen des linken Gruppenvertrags stiegen letztlich also lediglich das narzisstische Menschenrecht und sein anti-polemische Verbot hervor, ein Stein am Fuß selbst für das simulative Bewusstsein. Immerhin durfte nun auch der AK nicht mehr willkürlich denunziert werden, hatte es sich doch schon längst herumgesprochen, dass er sich dem Feindbild des

⁵⁵ Reinhard Mey, *Das Narrenschiff*, 1998.

Antideutschums verweigert. Weil sich über den AK als Projektionsfläche für die unbewussten Vorbehalte der Tübinger Linken gleichwohl eine identitätssimulierende Funktion herstellen ließ, konnte auf seine Denunziation nach wie vor kaum verzichtet werden. Man konnte die Wochen zählen, bis das nächste Traktat erschien, indem der AK zumindest implizit Gegenstand ganz eigener Imaginationen wurde.

Monate nach der Ratifizierung des linken Selbstverständnisses tauchte ein solches Traktat auf, das den Titel „Ninta, Pinta und Santa Maria“⁵⁶ trägt. Wohlerzogen, wie es die Tübinger Familie gerne sieht, prangert auf der Frontseite das Logo: „Jetzt neu: Berücksichtigt das Papier: „Innerlinkes Diskussionsverhalten!“⁵⁷, was bereits das Schlimmste erahnen ließ. Und tatsächlich stellte sich heraus, dass das innovative Versprechen nicht mehr war als eine Widerkehr des Immer-Gleichen, die den alten Kalauer des „Antideutschums“ revitalisierte, was lediglich beweist, dass das postmoderne Krisensubjekt an der historischen Schranke seines objektivierten Systemzusammenhangs einfach nichts Neues mehr zu denken, sondern lediglich alte Befindlichkeiten endlos vor sich her zu wälzen vermag.

So stand auf der einen Seite die Unfähigkeit zur Kritik, die qua Verlag zur obersten Devise erklärt wurde, auf der anderen jedoch das denunziatorische Bedürfnis der Tübinger Linken in Bezug auf den AK, das noch lange nicht erschöpft war, wodurch sich für die VerfasserInnen der Broschüre ein klassisches Dilemma auftat. Heraus kam eine Kompromissbildung im psychoanalytischen Sinne, die, wie jede andere auch, eine faule bleiben musste. Die Vertreter des AKs tauchen in ihr als „moderate Antideutsche“⁵⁸ auf und ihre Rolle wird, zwar indirekt, aber doch mit der Überschrift „Gleichschaltung (!) und die Rolle des Epplehauses“⁵⁹ zusammengefasst.

Soso, keine „Antideutschen“ mehr also, sondern „moderate Antideutsche“ sollen den AK bevölkern. Die Wahrnehmung des AK folgt hier einmal mehr der Logik eines Abziehbildes, das, zieht eins die Kritik an antideutscher Ideologie von ihm ab, nach wie vor und immer wieder ein identisches Substrat übrig lässt: Die Polemiker sind die Polemiker sind die Polemiker... Ob diese nun als antideutsch, neokonservativ oder rassistisch denunziert werden, ist den VerfasserInnen von „Nina, Pinta, Santa Maria“ dabei herzlich gleichgültig – euer „moderat“ könnt ihr euch ohnehin sonst wo hinstecken.

⁵⁶ <https://linksunten.indymedia.org/de/node/85932>.

⁵⁷ A.a.O.

⁵⁸ A.a.O.

⁵⁹ A.a.O.

So wirft die Broschüre dem AK implizit vor, „Veranstaltungen gegen die MAT zu organisieren, ohne sich dabei mit den Texten der MAT zu beschäftigen“⁶⁰, ein Fazit, das nach der ausführlichen Kritik „Bodenloser Absturz in die Regression“ einzig als boshafte Ausblendung verstanden werden kann. Der letzte Nettigkeitspakt war in die Welt gekommen. Wie ein Boomerang kehrte das aufgefahrene Geschoss jedoch umgehend zum eigenen, in puncto „Texte zur Kenntnis nehmen“ selbst äußerst unbedarften Ausgangspunkt zurück und stürzte geradewegs auf die mit schierer Ignoranz um sich feuernenden Killerkartoffeln. Es ist schon bemerkenswert, wie jedes Mal, wenn eine konkret inhaltliche Erhärtung jener scheinbar antideutschen Position des AK angesagt ist, die Tübinger Linke lieber anfängt, Geschichten zu erzählen.

Im Grunde genommen ist jedoch bereits die Broschüre als Ganze nicht ernst zu nehmen. Nicht „nur“, dass sie dem Epple-Haus in toto eine antideutsche Fraktionierung vorwirft und dabei speziell den jüngeren Leuten im Haus gewissermaßen en passant die Fähigkeit zur Eigenreflexion von Inhalten abspricht: „Wenn die Epplehaus-politisierten Nachwuchslinken (!) dann später in Kontakt mit antideutschen Ideen kommen, scheinen diese ihnen aufgrund ihrer verdeckt (!)-antideutschen Vorbildung natürlich als richtig, logisch und die einzig möglichen linksradikalen Positionen. Sie wurden verdeckt indoktriniert (!) und haben so gut wie keine (!) Möglichkeit nicht antideutsch zu werden.“⁶¹

Für manche Leute existiert schlicht keine eigene Bewusstseinsleistung des Individuums. Dass ein solcher Satz von den anderen Gruppen der Tübinger Linken ob des in ihm sich manifestierenden totalitären Weltbildes unkommentiert bleiben konnte, verdeutlicht einmal mehr deren umfassende Indifferenz. Den jüngeren MitarbeiterInnen im Epple-Haus derart die eigene Reflexionsfähigkeit abzusprechen, als seien sie einfach nur Behälter, die mit den richtigen Themen befüllt werden müssten, zeugt tatsächlich von einer grundautoritären Position, die von Graubart höchstpersönlich hätte stammen können.

Vielmehr noch spricht bereits das Cover der Broschüre Bände über die Legitimationsgrundlage ihrer VerfasserInnen. Auf ihm ist eine Zeichnung abgebildet, in deren Hintergrund drei vor Anker liegende Schiffe auszumachen sind: Die „Santa Maria“, das Flaggschiff Christoph Kolumbus' sowie die es begleitenden „Nina“ und „Pinta“. Im Vordergrund fokussiert das Bild jene Szene, in der Kolumbus und seine Gefährten im Begriff sind, den neu entdeckten Kontinent erstmals zu betreten. Vor allem Kolumbus' Gestik, kniend gen Himmel

⁶⁰ A.a.O.

⁶¹ A.a.O.

blickend, soll die Außergewöhnlichkeit dieses geschichtlichen Ereignisses symbolisieren.

Während für die VerfasserInnen der Broschüre damit offensichtlich so etwas wie der „Anfang der Zivilisation“ beginnt, kündigt diese historische Begebenheit realiter vom Beginn der kapitalistischen Produktionsweise, vom Heraufdämmern des „automatischen Subjekts“, dessen protokapitalistischer Goldhunger zur kollektiven Vernichtung der indigenen amerikanischen Bevölkerung führen sollte. Die aufgefahrene „Kritik“ am „Geschichtspessimismus“⁶² antideutscher Positionen dreht den Spieß einfach um, um auch nach vierhundert Jahren verinnerlichter Gewaltgeschichte des „warenproduzierenden Patriarchats“ einen einwandfreien „Geschichtsoptimismus“ zu postulieren. Dass Geschichtstheorie dadurch zu einem Attribut aktueller Gemütsverfassung regrediert, scheint durchaus intendiert: Hier fühlt der postmoderne Diskurs der Psychologisierung sich pudelwohl, denn auf diesem Gebiet geben verschiedenste HobbypsychologInnen nur allzu gerne ihren Senf dazu.

Es muss allerdings ein besonders optimistischer Gemütszustand bei der Niederschrift dieser Zeilen vorgeherrscht haben, dass ausgerechnet die frühmoderne Gewaltgeschichte des Kapitals, die eben auch wesentlich eine Geschichte innerer und äußerer Kolonialisierung umfasst, von den VerfasserInnen dazu auserkoren wurde, als Steigbügelhalter für den menschlichen „Zivilisationsprozess“ zu figurieren. Herhalten muss dafür Adorno, der für ein dem Bauchgefühl entsprungenes „[i]ndirektes Zitat“⁶³ Pate zu stehen gezwungen wird, an das sich die AutorInnen grob zu erinnern meinen. Ob von Adorno oder von einem/r selbst, diese Differenzierung fällt dem Größenwahn des postmodernen Narzissmus nun einmal unglaublich schwer, weshalb das Motto glatt lauten könnte: „Sind wir nicht alle ein bisschen Adorno?“ Gefunden haben die neuen AdornitInnen in spe das indirekt-direkte Zitat vorgeblich in einem „Jargon der Wirklichkeit von T.W. Adorno“⁶⁴, der den VerfasserInnen erkennbar nicht mal vom Hörensagen bekannt ist: Der Text lautet in Wirklichkeit „Jargon der Eigentlichkeit“ und ist für eklektizistische Ausbeute zwecks eigenem „Geschichtsoptimismus“ vollständig untauglich.

Der postmoderne Sozialcharakter sieht eben vor lauter Differenzen den Widerspruch nicht, weshalb dieser weitgehend unbehelligt in seinem Kopf fortzuwesen vermag. Der eindeutig prowestliche Zug dieser Pseudokritik des Westens zieht sich entsprechend quer durch das komplette geschichtsoptimistische Traktat. Konstatieren die VerfasserInnen an einer Stelle noch, Antideutsche „behaupten es gäbe keinen „antimuslimischen Rassismus“ und“ deshalb „den

⁶² A.a.O.

⁶³ A.a.O.

⁶⁴ A.a.O.

„wahren Feind“ nach außen in den Islamismus verschieben, anstatt ihn in der „eigenen“ Gesellschaft und deren Struktur zu sehen!“⁶⁵, heißt es andernorts lapidar, dass „[a]lledings (...) die Unterdrückung, die vom religiösen Fundamentalismus ausgeht, wie sich auch im Anschlag selbst zeigte, der der kapitalistischen (!) in nichts nach[steht].“⁶⁶

Verschieben die VerfasserInnen hier nicht genauso etwas nach außen in den Islamismus wie die von ihnen inkriminierten Antideutschen, zwar nicht den „wahren Feind“, aber dafür doch eine religiös-kulturelle Eigenart? Das Ausrufezeichen zum Schluss des ersten Zitates hätte besser am Ende des zweiten eingefügt werden sollen, vielleicht hätte dieser warnende Hinweis die VerfasserInnen dann auf den eklatanten Widerspruch der eigenen Broschüre gestoßen: Als „religiöse Unterdrückung“ hat der Islamismus nämlich qualitativ oder der Form nach nicht mehr viel mit der „kapitalistischen Unterdrückung“ zu schaffen, die hier als rein westliches Phänomen aufgefasst wird, auch wenn sich beide in ihren quantitativen oder inhaltlichen Auswirkungen „in nichts nachstehen“.

Analog zur antideutschen Ideologie wird die reale Existenz des Weltkapitals auf die westlichen Staaten reduziert, um die urbürgerliche und nicht weniger urwestliche Dichotomie eines aufgeklärten Westens einerseits versus eines unaufgeklärt-religiösen Islamismus andererseits zu konstruieren. Dass der Islamismus selbst eine kapitalistische Krisenideologie darstellt, die auf dem Boden des zusammenbrechenden Weltkapitals überhaupt erst entstehen konnte (im Verlauf des Scheiterns „nachholender Modernisierung“ durch die mikroelektronische Revolution), bleibt unter dieser Voraussetzung undenkbar. Wer hat hier nochmal die „antideutschen Züge“, die trotz allem anti-westlichen Moralismus gar nicht mehr so „moderat“ erscheinen?

Nach welcher Seite dieser Dichotomie das affirmative Pendel schließlich ausschlägt, ist dann lediglich noch eine Wahl zwischen Pest und Cholera. Mit „Nina, Pinta und Santa Maria“ als stolzem Banner frühkapitalistischer Expansionsgewalt und angetrieben von den Leidenschaften des aufklärerischen Fortschrittsoptimismus fiel zumindest die Wahl der VerfasserInnen eindeutig aus, trotz aller Simulierung einer Kritik des Westens: Gegen Cholera, dafür mit Kolumbus und der westlichen „Zivilisation“.

Damit aber auch für „Kanonen und Pest“⁶⁷ (Karl G. Zinn), die gesellschaftlichen Initialzündungen für die frühmoderne Konstitution der in Europa sich herstellenden

⁶⁵ A.a.O.

⁶⁶ A.a.O.

⁶⁷ Karl Georg Zinn, *Kanonen und Pest. Über die Ursprünge der Neuzeit im 14. und 15. Jahrhundert*, Berlin, 1989.

kapitalistischen Gewaltmaschine. Eine Gewaltmaschine, die sich bis heute zum globalen Weltkapital verdichtet hat und in der Realisierung ihrer objektiv gesetzten inneren Schranke zunehmend auch die westlichen Industriestaaten selbst durch die Mühle der unaufhaltsamen Entwertung dreht. Zusammen mit „Nina, Pinta und Santa Maria“ setzen nicht unbeträchtliche Teile der Tübinger Linken am Ende der Modernisierung auf den falschen Dampfer, das Narrenschiff des „automatischen Subjekts“ in der Fundamentalkrise. Dadurch entpuppt sich der postmoderne Zeitgeist im linken Gruppenvertrag trotz all seiner Beliebigkeit wie immer mit erstaunlicher Präzision als das Ende aller Kritik: „... *und Kurs auf's Riff*“.

Daniel Späth für den AK „Linke Irrwege“, Tübingen, Oktober 2013